

AUS POLITIK UND ZEITGESCHICHTE

Auschwitz

Lily Brett

LEBEN NACH AUSCHWITZ

Nikolaus Wachsmann

AUSCHWITZ IM SYSTEM DER
SS-KONZENTRATIONSLAGER

Christin Zühlke

SEXUALISIERTE GEWALT
AM BEISPIEL DES
SONDERKOMMANDOS

Christian Kuchler

AUSCHWITZ ALS LERNORT

Piotr M. A. Cywiński

GESCHICHTE, ERINNERUNG
UND IDENTITÄT

Axel Doßmann

HOLOCAUST IN HÖCHSTER
AUFLÖSUNG. ÜBER DEN
UMGANG MIT ZEUGENSCHAFT

Volkhard Knigge

DEUTSCHE
ERINNERUNGSKULTUR 2025

APuZ

ZEITSCHRIFT DER BUNDESZENTRALE
FÜR POLITISCHE BILDUNG

Beilage zur Wochenzeitung Das **Parlament**



Auschwitz

APuZ 1-5/2025

LILY BRETT

LEBEN NACH AUSCHWITZ

Mehr als vier Jahrzehnte lang hat Auschwitz mich angezogen. Ich weiß nicht mehr, wie oft ich dort gewesen bin, aber es waren viele, viele Male. Es ist der einzige Ort auf der Welt, an dem ich mich meiner Familie nahe fühle, der Familie, die ich nie kennengelernt habe.

Seite 04–09

NIKOLAUS WACHSMANN

AUSCHWITZ IM SYSTEM DER SS-KONZENTRATIONSLAGER

Auschwitz war das einzige nationalsozialistische Konzentrationslager, das gleichzeitig als riesiges Zwangsarbeitslager und als Todeslager des Holocaust fungierte. Es war gleichwohl keine Welt für sich, sondern tief eingebettet in das Lagersystem der SS.

Seite 10–17

CHRISTIN ZÜHLKE

SEXUALISIERTE GEWALT AM BEISPIEL DES SONDERKOMMANDOS

Die jiddischen Zeitzeugnisse bieten einen Einblick in die Dynamik zwischen weiblichen Gefangenen und männlichen Mitgliedern des Sonderkommandos in Auschwitz. Exemplarisch zeigt sich ein komplexes Verhältnis von genderspezifischer Gewalt und jüdischen Männlichkeitsidealen.

Seite 18–23

CHRISTIAN KUCHLER

AUSCHWITZ ALS LERNORT

Gedenkstättenfahrten zu Orten nationalsozialistischer Verbrechen können als zeitgemäße Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit verstanden werden. Dokumentationen schulischer Exkursionen zeigen, wie sinnvoll diese Form der Wissens- und Erfahrungsvermittlung ist.

Seite 24–31

PIOTR M. A. CYWIŃSKI

GESCHICHTE, ERINNERUNG UND IDENTITÄT

Das komplexe Verhältnis von Wissen, Erinnern und Identität stellt Gedenkstätten vor Herausforderungen. Statt vor allem Faktenwissen zu vermitteln oder Gefühle der Empathie zu wecken, muss es stärker darum gehen, grundlegende Fragen an uns selbst zu stellen.

Seite 32–37

AXEL DOBMMANN

HOLOCAUST IN HÖCHSTER AUFLÖSUNG. ÜBER DEN UMGANG MIT ZEUGENSCHAFT

Bevor es zu spät ist, werden Interviews mit Holocaust-Überlebenden für Bildungsformate virtualisiert und zerstückelt – um Erinnerung interaktiv „lebendig“ zu halten und als Mahnung „gegen Rechts“. Doch droht der historische Gegenstand dabei verloren zu gehen.

Seite 38–45

VOLKHARD KNIGGE

DEUTSCHE ERINNERUNGSKULTUR 2025

Die Geschichte der Bundesrepublik wird gerne als erfolgreiche Umkehr- und Wandlungsgeschichte erzählt, mit der das „Nie wieder!“ zum Kern der eigenen Identität geworden ist. Dass Selbstbild und Selbstzufriedenheit gerechtfertigt sind, erscheint jedoch mehr und mehr fraglich.

Seite 47–53

EDITORIAL

Als die Soldaten der Roten Armee am 27. Januar 1945 das deutsche Konzentrations- und Vernichtungslager Auschwitz befreiten, waren in diesem größten aller SS-Lager mehr als eine Million Menschen ermordet worden: vor allem Jüdinnen und Juden aus ganz Europa, aber auch Sinti und Roma, polnische Staatsangehörige, sowjetische Kriegsgefangene oder „nicht arbeitsfähige“ Deportierte – alte und kranke Menschen, schwangere Frauen, Kinder. Viele von ihnen wurden gleich nach ihrer Ankunft in den Gaskammern von Birkenau umgebracht, ohne jemals offiziell als Häftlinge registriert worden zu sein. Und auch unmittelbar nach Befreiung des Lagers starben noch viele der ehemaligen Gefangenen an den Folgen von Hunger, Zwangsarbeit, Krankheit und medizinischen Experimenten.

Dass Auschwitz zur Chiffre für die Verbrechen und die Unmenschlichkeit des nationalsozialistischen Deutschlands, zum Symbol für den Holocaust, für Völkermord und Terror geworden ist, hat nicht zuletzt mit den monströsen Ausmaßen dieses Vernichtungslagers und seiner industriellen Tötungsmaschinerie zu tun. Bis 1944 entstanden neben dem Stammlager Auschwitz, Birkenau und Monowitz fast 50 Neben- und Außenlager, in denen Zwangsarbeit, unter anderem für die IG Farben, geleistet werden musste. Wer heute die Gedenkstätte und das Museum im polnischen Oświęcim besucht, steht fassungslos vor den Dimensionen nationalsozialistischer Menschenfeindlichkeit.

80 Jahre nach der Befreiung des Lagers stellt sich die Frage, was das Diktum „Nie wieder Auschwitz!“ heute für uns bedeutet und welche Verpflichtungen daraus erwachsen. Während die letzten Zeitzeugen sterben, sind Nationalismus, Antisemitismus, Rassismus, Autoritarismus und Inhumanität weltweit wieder auf dem Vormarsch. Auf welche Weise und in welcher Form historisches Wissen, authentisches Erinnern und die Übernahme von historischer und gegenwärtiger Verantwortung miteinander verknüpft sind, wird jede Gesellschaft und jede Generation für sich selbst herausfinden müssen. Wichtig wäre dabei aber, sich jenes „Primärgefühl der Fassungslosigkeit“ (Saul Friedländer) zu bewahren, das „Auschwitz“ in den meisten von uns noch immer auszulösen vermag.

Sascha Kneip

ESSAY

LEBEN NACH AUSCHWITZ

Lily Brett

Wenn Sie sich mein Leben anschauen, wirkt es wie ein halbwegs normales Leben. Ich bin verheiratet. Ich habe Kinder. Ich habe Enkel. Mein Mann liebt mich. Meine Kinder mögen mich. Ich schreibe Bücher. Ich lebe in New York.

Ich bin jüdisch. Sehr jüdisch. Ich mache mir ständig Sorgen. Und ich kann einfach nicht anders, als immer zu erwähnen, dass mein Sohn Arzt ist.

Andere Aspekte meines Lebens sind weniger normal. In jüngeren Jahren war ich lange Zeit Musikjournalistin. Ich habe Mick Jagger, Jimi Hendrix, Janis Joplin und andere Rockstars interviewt. Ich trug lange, psychedelisch bunte Kleider, falsche Wimpern und keine Schuhe. Mein Vater weinte beinahe, wenn er mich so sah.

Doch der allerwichtigste, prägendste Aspekt meines Lebens, und das war mir immer bewusst, ist die Tatsache, dass meine Eltern jahrelange Gefangenschaft in den Ghettos und Vernichtungslagern der Nazis überlebt hatten. Meine Eltern waren eine seltene statistische Größe. Zwei jüdische Menschen, miteinander verheiratet, die beide Todeslager überlebt hatten.

Meine Mutter heiratete meinen Vater, weil ihre Mutter dachte, sie wäre besser dran, wenn sie in die reiche Familie meines Vaters einheiratete, als die Deutschen in Polen einmarschierten. Mein Vater heiratete meine Mutter, weil er bis über beide Ohren in sie verliebt war. Meine Mutter war siebzehn.

Im Februar 1940 wurden etwa 150 000 Jüdinnen und Juden im Ghetto der polnischen Stadt Łódź eingesperrt. Meine Eltern waren unter ihnen. Es sollten noch viel mehr jüdische Menschen hinzukommen. Bald war das Ghetto voller sterbender und toter Leiber, es herrschten Hungersnot, Krankheiten und Terror. Der Reichtum der Familie meines Vaters hatte sich verflüchtigt.

Im Jahr 1944 hatten meine Eltern, die eigentlich schon für einen früheren Transport nach

Auschwitz vorgesehen waren, keine Arbeitslaubnis mehr und waren im Ghetto untergetaucht. Hanka, die neunjährige Nichte meiner Mutter, brachte ihnen jeden Tag eine Schale Suppe. Sie hatte noch eine Arbeitslaubnis und sagte immer, sie habe keinen Hunger, wenn sie meinen Eltern ihre Suppe brachte.

Im August 1944 kamen meine Eltern und Hanka mit einem der letzten Transporte aus dem Ghetto in Łódź nach Auschwitz. Meine Mutter und mein Vater wurden bei der Ankunft in Auschwitz-Birkenau sofort getrennt. Meine Mutter versuchte, bei Hanka zu bleiben, aber jemand stieß sie in eine andere Reihe. Das war die Reihe zum Überleben. Hanka wurde direkt in die Gaskammer geschickt.

Meine Mutter wusste noch Monate nach Kriegsende nicht, ob mein Vater lebte oder tot war. Mein Vater war sicher, dass meine Mutter nicht überlebt hatte. Meine Mutter war von Auschwitz ins KZ Stutthof gebracht worden. Stutthof lag in der Nähe von Gdańsk (Danzig) an der Ostsee. Es hatte den Ruf, eines der brutalsten Vernichtungslager zu sein. Ich bin nicht sicher, wie man Brutalität misst, wenn Mord, Folter, Terror, Aushungern und Chaos zum Alltag gehören.

Im Mai 1945 wussten die Deutschen, dass der Krieg vorbei war. Hitler hatte sich schon mit einem Kopfschuss getötet. Die Nazis, sowohl die oberen Ränge als auch die untergeordneten SS-Mannschaften in Stutthof, hätten einfach wegrennen und sich verstecken können, um sich selbst zu schützen. Aber was taten sie stattdessen? Sie widmeten sich mit ganzem Herzen der Aufgabe, weiter so viele Juden umzubringen, wie sie nur konnten.

Sie zwangen die Frauen, die zerfetzten Lumpen auszuziehen, die sie noch am Leib trugen, schubsten die nackten und verängstigten Jüdinnen in die Ostsee und mähten sie mit Maschinengewehrsalven nieder.

Meine Mutter wurde mit einer Gruppe anderer Jüdinnen auf einen Frachtkahn getrieben.

Viele der Frauen wurden über Bord geworfen. Ein Wachmann hob meine Mutter hoch und wollte sie gerade ins Meer werfen, als sie in fließendem Deutsch zu ihm sagte, er könne sie gern über Bord werfen, denn ihr sei inzwischen alles gleich. Der Wachmann ließ meine Mutter am Boden der Schute liegen. Sie glaubte, er war schockiert, dass diese schmutzige, skelettartige Frau fehlerfreies Deutsch sprechen konnte.

Meine Mutter hatte vier Brüder, drei Schwestern, eine Mutter und einen Vater, Tanten, Onkel, Cousins und Cousinen, Nichten und Neffen. Sie alle wurden ermordet. Der größte Teil der Familie meines Vaters wurde ebenfalls ermordet.

Meine Mutter war sehr klug, sehr lernwillig und sehr schön. Sie hatte davon geträumt, Kinderärztin zu werden. Dieser Traum sollte nie in Erfüllung gehen.

Meine Eltern und ich kamen als Flüchtlinge nach Australien und lebten in der Sicherheit eines Landes, das mein Vater Paradies nannte. In diesem Paradies arbeitete mein Vater in Doppelschichten in einer Fabrik an der Nähmaschine und meine wunderschöne Mutter, die immer noch davon träumte, Kinderärztin zu werden, in einer anderen Fabrik an einer anderen Nähmaschine.

Wir wohnten in einem Haus mit vier oder fünf Zimmern. In jedem Zimmer lebte eine Familie jüdischer Flüchtlinge, dazu gab es eine Küche und ein Bad. Die Luft in unserem Haus und in unserer kleinen Gemeinschaft war von Trauer geschwängert. Ich war noch ein kleines Mädchen, aber ich wusste, dass meine Eltern und die anderen Familien etwas Schreckliches erlebt hatten. Ich wusste zwar nicht was, aber ich wusste, es war sehr, sehr, sehr schrecklich.

Die vergangenen Welten meiner Eltern hingen über meinem Leben. Es gab diese frühere Welt, in der meine Mutter und mein Vater beide Eltern und Geschwister hatten. Und dann gab es jene andere Welt. Die Welt der Toten meiner Eltern. Eine dicht bevölkerte Welt, die fast jeden Menschen beherbergte, den sie je geliebt hatten.

Die Toten waren immer gegenwärtig. Ich konnte sie hören. Nachts schnieften und seufzten und rutschten sie herum, als wäre ihnen ständig unwohl. Ein Unwohlsein, das wir nicht lindern oder abmildern konnten. Ich wusste, dass

jede der Familien in unserem geteilten Haus eine eigene laute und unbändige Horde von Toten bei sich hatte.

Meine Mutter war nur körperlich anwesend. Sie nähte Kleidung für mich, sie kümmerte sich um mich, aber sie war gleichzeitig anderswo. Sie war bei ihren Toten. Oft nahm sie ihr Abendessen mit dem Rücken zum Küchentisch zu sich, und sie aß gern die Reste. Die Neige der Hühnersuppe, die Enden des Brotes, die Reste von Eiern oder Sauerkraut. Ich glaube, sie fühlte sich ihr ganzes Leben lang schuldig, weil sie überlebt hatte.

In Australien ging ich in einen jüdischen Kindergarten. Auf jedem Jahrgangsfoto des Kindergartens sehen wir aus wie eine deplatzierte Gruppe europäischer Kinder. Wir tragen europäische Kleidung. Wir kleinen Mädchen haben große Schleifen im Haar, manche von uns tragen sogar im Sommer Strickjacken. Der helle Sonnenschein passt nicht zu unseren melancholischeren Mienen.

Wir wussten alle, dass wir am falschen Ort waren. Wir wussten, wir waren neu in diesem Land und gehörten anderswo hin. Wir wussten nur nicht, wo dieses anderswo war. Wir waren fast alle Kinder von Shoah-Überlebenden.

Zu viele von uns hatten tote Geschwister, Geschwister aus den Vorkriegszeiten unserer Eltern. Zu viele von uns hatten schlecht zusammenpassende Eltern. Hastig geschlossene Ehen, eingegangen aus der verzweifelten Not, jemanden zum Anfassen, zum Festhalten und zum Lieben zu haben. Die meisten unserer Eltern standen noch unter Schock. Und alle trauerten noch. Eine Trauer, die niemals enden sollte.

Ich weiß nicht, wer ich geworden wäre, wenn ich nicht in einer Gemeinschaft aufgewachsen wäre, die fast in Trauer ertrank. Und so sehr zu leben versuchte. Meine Mutter schnappte jedes Mal nach Luft, wenn es an der Tür klingelte. Aller Nerven waren extrem angespannt. Ich dachte, das sei normal.

In Auschwitz *war* es normal. Alles war unberechenbar. Nichts war vorhersehbar. Deshalb waren alle auf der Hut. Einen großen Teil meines Lebens war ich auf der Hut und erwartete die Katastrophe. Wenn die Wettervorhersage ein Gewitter ankündigt, nehme ich einen Regenmantel,

zwei Regenhauben und mindestens zwei Schirme mit. Früher hatte ich zwei Handys, falls eines kaputtging.

Wenn meine Kinder, inzwischen erwachsen, zu spät nach Hause kamen, musste ich mich zusammenreißen, um nicht die Mütter ihrer Freunde anzurufen oder, noch schlimmer, die Krankenhäuser.

In vielerlei Hinsicht bin ich immer noch auf der Hut. Ich nehme auch bei ganz einfachen Dingen immer das Schlimmste an. Ich glaube, das wird immer so bleiben.

Weder mein Vater noch meine Mutter bekundeten jemals Hass oder Bitterkeit. Meine Mutter murmelte manchmal, sie könne nicht verstehen, wie ein Land, das Goethe und Schiller hervorgebracht hatte, so viele Menschen ermorden konnte.

Doch beide beharrten unerschütterlich darauf, dass es sehr wichtig sei, ein guter Mensch zu sein. Das sagten sie mir immer und immer wieder. Mit fünf oder sechs Jahren überlegte ich auf dem Fußweg in meine australische Schule, ob ich als Mensch wohl gut genug war.

Eine meiner Schuldfreundinnen, Lydia, war Deutsche. Auch ihre Familie war erst vor Kurzem nach Australien gekommen. Meine Eltern hatten überhaupt nichts dagegen, dass ich eine deutsche Freundin hatte. Sie lernten ihre Eltern kennen und sagten, das seien ganz nette Leute. Erst als Erwachsene begriff ich, wie außerordentlich vorurteilsfrei meine Eltern waren.

Meine Eltern stammen beide aus sehr religiösen Haushalten. Doch meine Mutter und mein Vater verloren beide für sich ihren Glauben an Gott. Meine Mutter sah zu, wie ein Neugeborenes in einem verdreckten Klo ertränkt wurde. In dem Augenblick entschied sie, dass es keinen Gott gebe. Mein Vater sah zwei junge Nazis mit einem Baby Fußball spielen. Wenn es einen Gott gäbe, so sein Schluss, würde er Babys nicht so strafen.

„Es gibt keinen Gott“, sagte meine Mutter in den eigenartigsten Momenten aus heiterem Himmel. „Es gibt keinen Gott“, sagte sie immer wieder. Bisweilen dachte ich, sie wolle sich selbst davon überzeugen, aber das stimmte nicht. Sie war ganz sicher, dass es keinen Gott gab.

Meine Mutter verlor alles, was sie zu verlieren hatte. Sie verlor ihre Familie, ihre Jugend, ihre Bildung. Ihre Sprache, ihre Kultur, ihre Heimat und ihren kleinen Sohn, der im Ghetto geboren wurde und starb. Das Einzige, was meine Mut-

ter behielt, war ihre Schönheit. Und sie war sehr schön. Ich wusste, ihre Schönheit schenkte ihr ein wenig Freude.

Als ich zur Highschool ging, kam meine Mutter einmal zu einem Elternabend. Ich hatte von meinem Englischlehrer erwartet, dass er positiv über mich sprechen würde. Er plauderte sehr lange mit meiner Mutter. Am nächsten Tag fragte ich meinen Englischlehrer, was er meiner Mutter über meine schulischen Leistungen berichtet hätte. Er schaute mich ein oder zwei Minuten an und sagte dann: „Deine Mutter ist so schön.“

Ich war zweiundzwanzig, lebte in London und noch ganz in der Welt des Rock'n'Roll, als ich meinen Sohn zur Welt brachte. Ich hatte die Schwangerschaft geplant. Ich liebte meinen Sohn. Ich brauchte eine Weile, um zu begreifen, dass ich mich um diesen wunderschönen kleinen Jungen kümmern, dass ich zu Hause arbeiten und mein Leben neu organisieren musste. Jahrelang fragte ich mich, wieso ich beschlossen hatte, so jung schwanger zu werden.

Wir zogen nach Australien zurück, als mein Sohn achtzehn Monate alt war. Meine Mutter verliebte sich auf den ersten Blick in ihn. Sie betete ihn an. Und er sie. Als ich sah, wie meine Mutter mit meinem Sohn durch unser Wohngebiet lief und ihn als ihren Sohn vorstellte, begriff ich, warum ich ihn so jung bekommen hatte. Er war immer noch mein Sohn, aber ich hatte ihn für sie bekommen.

Mein Sohn veränderte das Leben meiner Mutter. Er war ein kluger und sensibler Junge. Er war der Sohn, den sie im Ghetto verloren hatte. Mein Sohn füllte ein Loch, eine Lücke im Leben meiner Mutter.

Meine Mutter hatte immer noch schreckliche Alpträume und wachte oft schreiend auf. Sie schrie auf Jiddisch nach ihrer Mutter, und manchmal rief sie Hanka zu, sie habe bei ihr zu bleiben versucht, als sie in Auschwitz getrennt wurden.

Als ich meine Tochter zur Welt brachte, kam meine Mutter mich besuchen. Sie warf einen Blick auf das kleine, blonde, blauäugige Baby, und alle Farbe wich aus ihrem Gesicht. Sie sah aus, als würde sie gleich in Ohnmacht fallen. „Sie sieht genau aus wie Hanka.“ Meine Mutter setzte sich auf einen Stuhl. Sie schloss die Augen und sprach den Rest des Besuchs kein Wort mehr.

Ich wusste lange nicht, dass auch ich Albträume gehabt hatte. Als Kind träumte ich davon, in der Luft zu schweben und nicht mehr zurück auf die Erde und nach Hause kommen zu können.

Ich habe immer noch Albträume, aber nicht mehr so häufig. Meine Albträume haben alle mit Telefonen zu tun und mit der Unfähigkeit, nach Hause zurückzukehren. In meinen Albträumen funktionierte keines meiner Telefone. Das Seltsame ist, dass die Telefone in meinen Albträumen zu Beginn Wandtelefone waren, mit denen man ein Amt anrufen musste, um eine Verbindung zu bekommen. Dann entwickelten sie sich weiter zu Telefonzellen, Wählscheibentelefonen, dann mit Tasten zum Drücken, zu Mobiltelefonen, Klapphandys, Blackberrys und iPhones. In meinen Albträumen funktionierte keines der Telefone über die Jahrzehnte. Ich konnte um Hilfe flehen, nach Hilfe schreien, und erreichte doch niemanden.

Auch heute noch Sorge ich immer dafür, dass meine Handys jederzeit voll aufgeladen sind. Ich weiß, das ist vollkommen unnötig. Wenn ich reise, achte ich immer darauf, dass mein Handy sich ins jeweilige Netz des Landes einwählt. Es kommt mir fast vor, als hinge mein Leben von meinem Telefon ab.

Als ich zweiunddreißig war, hörte ich Leute erzählen, dass sie nach Polen reisten. Ich war so schockiert. Ich war zwar mehrmals in Europa gewesen, doch Polen hatte ich immer nur als abstrakte Szenerie des Schreckens betrachtet. Ich konnte nicht fassen, dass Polen ein echtes Land war und man dorthin fahren konnte.

Von diesem Augenblick an wollte ich nach Polen. Ich wollte sehen, wo meine Eltern gelebt hatten, wo sie zur Schule gegangen waren, wo mein Vater sein Lieblingsseis gekauft hatte. Wo meine Eltern ihre Eltern und Geschwister gehabt, wo meine Mutter und mein Vater ein normales Leben geführt hatten. Und ich wollte nach Auschwitz.

Ich fing an zu weinen, als ich den Flug mit der polnischen Linie LOT von Paris nach Warschau antrat. Ich nahm ein Taxi von Warschau nach Łódź. In Łódź weinte ich den ganzen Tag. Jeden Tag.

Ich fuhr zu dem Mietshaus, das der Familie meines Vaters gehört hatte. Die Schwester und

der Bruder meines Vaters hatten eigene Wohnungen darin, aber mein Vater, das jüngste Kind, wohnte mit seinen Eltern in einem der oberen Stockwerke. Ich hielt mich am Geländer fest, als ich die Treppe hinaufstieg. Ich wollte die Treppe nicht verlassen. Ich wusste, dies war die Treppe, die mein Vater und seine Eltern und Geschwister und Neffen und Nichten berührt haben mussten, wenn sie mehrmals am Tag diese Treppe hinauf- und hinabgestiegen waren. Ich wusste, sie mussten das Geländer gehalten haben, an dem ich mich jetzt festhielt. Ich wollte mich an das Geländer klammern, ich wollte das Geländer küssen.

Nach einer Woche in Łódź fuhr ich nach Auschwitz. Ich war noch nie in Auschwitz gewesen, doch es kam mir vor, als würde ich den Ort kennen. All meine Anspannung verflog. Ich fühlte mich zu Hause. Ich ging in eines der Krematorien. Dort herrschte Durcheinander. Die Schubwagen, mit denen die Leichen zu den Öfen gefahren wurden, standen überall verstreut herum. Ich versuchte, die Wagen so hinzuschieben, dass sie direkt vor den Öfen standen, aber die Wagen waren sehr schwer. Wir schafften es gemeinsam, die Wagen ein bisschen näher an die Öfen heranzuschieben. Ich weiß immer noch nicht, warum ich das tun musste. Es kam mir fast so vor, als würde ich meine Küche putzen. Aber es ging mir besser, nachdem ich das Krematorium fast wieder wie ein Krematorium hergerichtet hatte.

Ich berührte die Wände des Krematoriums, und meine Hände waren danach mit Ruß bedeckt. Ich wusste, in diesem Ruß steckte das Erbgut ganzer Familien, vieler, vieler Familien, und womöglich auch das meiner Familie. Ich schmierte mir etwas Ruß ins Gesicht und auf die Brust. Der Ruß beruhigte mich so sehr.

Mehr als vier Jahrzehnte lang hat Auschwitz mich angezogen. Ich weiß nicht mehr, wie oft ich dort gewesen bin, aber es waren viele, viele Male. Es ist der einzige Ort auf der Welt, an dem ich mich meiner Familie nahe fühle, der Familie, die ich nie kennengelernt habe.

Ich habe eine ganze Weile gebraucht, um zu begreifen, dass die Vergangenheit meiner Eltern auch meine eigene ist. Ich hatte drei verschiedene Psychoanalytiker auf zwei Kontinenten. Das erzähle ich anderen Menschen mit gewissem Stolz. „Das ist ziemlich beeindruckend“, füge ich oft hinzu. In Wahrheit ist Psychoanalyse

oft schmerzhaft. Doch sie kann unser Verständnis von uns selbst verändern, und das kann sehr wertvoll sein.

Einmal machten mein Mann und ich Urlaub in Miami. Wir lebten in New York und waren noch nie irgendwo in Florida gewesen. Womöglich hatte ich den falschen Teil Miamis ausgesucht. Die Strände waren überfüllt, das Hotel auch. Ich fühlte mich unwohl. „Können wir woanders hinfahren?“, fragte ich meinen Mann. „Klar“, sagte er. „Wohin?“ „Auschwitz“, sagte ich. Das machten wir. Und es fühlte sich so viel besser an.

Ich reise nach Auschwitz, so wie andere Menschen in die Kirche oder die Synagoge gehen. Ich bin zwar Atheistin, aber ich fahre dorthin, um meinen toten Verwandten zu zeigen, dass sie mir wichtig sind und dass ich sie liebe.

Einer meiner Romane, „Zu viele Männer“, wurde von der deutschen Regisseurin Julia von Heinz unter dem Titel „Treasure – Familie ist ein fremdes Land“ verfilmt. Der Film hatte im Februar 2024 bei der Berlinale Premiere und dreht sich um einen Vater und seine Tochter, die zusammen nach Polen reisen. Die Hauptrollen spielen Lena Dunham und Stephen Fry. In einigen Szenen spielt auch Auschwitz eine Rolle. Ich fragte Julia von Heinz, wie es für sie war, das ganze Filmteam nach Auschwitz zu bringen.

Ihre Antwort: „Ich bin zum ersten Mal 2016 mit meinem Ehemann John Quester nach Auschwitz gefahren. Alles, was wir an jenem Tag sahen und verstanden, war schlimmer als der schlimmste Albtraum, den wir uns je vorstellen konnten. Es ist unmöglich, die Atmosphäre dieses Ortes im Studio nachzubauen. Es ist der größte Friedhof der Welt. Das spürt man, wenn man da ist. Man sieht die Atmosphäre des Ortes in den Augen unserer Hauptdarsteller Lena Dunham und Stephen Fry. Wir haben jedem Mitglied des Ensembles und der Filmcrew geführte Besichtigungen und Literatur zu Auschwitz angeboten. Alle wollten so viel wie möglich darüber lernen, bevor wir dort arbeiteten. Wir konnten sehen, wie respektvoll die Gedenkstätte von den Menschen behandelt wird, die mit ihrer Erhaltung betraut sind, und wir wollten ihr auch so viel Respekt erweisen wie möglich. Niemand lachte, niemand machte Witze, niemand sprach laut, niemand rannte – alles Dinge, die ein Filmteam normaler-

weise tun würde. Alle wussten, das wäre hier unangemessen.“

Mein Mann und ich nahmen unsere Tochter Gypsy und unsere fast sechzehnjährige Enkelin Orly Rose mit zur Premiere von „Treasure“ nach Berlin. Orly Rose, die Filme dreht und Regisseurin werden will, seit sie zehn ist, war ganz begeistert.

Meine Tochter sagte, nach der Berlinale wollten sie und Orly Rose nach Auschwitz. „Ich komme mit“, sagte ich. „Das wusste ich“, sagte sie.

Wir flogen wenige Tage nach der Berlinale von Berlin nach Kraków. Am nächsten Morgen saßen wir in einem Auto auf dem Weg nach Auschwitz. Wir sprachen nicht viel im Wagen. Ich glaube, wir dachten jede für sich über die Welt nach, die wir gleich betreten sollten.

Es wurde einer der emotionalsten Tage meines Lebens. Hier waren wir: die drei Generationen nach meiner Mutter und meinem Vater. Wir drei, Mutter, Tochter, Enkelin, standen nebeneinander, Schulter an Schulter. Wir ließen unsere Familie – die Familie, die ein Teil von uns ist, die wir nie kennengelernt haben, die Babys, die Teenager, die Männer und Frauen, die Familie, die zu uns gehört – wissen, dass wir sie lieben und nie vergessen werden.

Im Auto auf dem Weg zurück ins Hotel sprachen wir wieder nicht viel. Es gab zu viel Stoff zum Nachdenken, zu viel aufzunehmen.

Ein paar Monate später fragte ich Orly Rose, welche Gefühle sie mit dem Tag in Auschwitz verbindet. Sie hatte sehr lange sehr viel über die Shoah im Allgemeinen und Auschwitz im Besonderen recherchiert und gelesen, bevor wir hinfuhren. „Ich weiß noch, als wir ankamen, dachte ich: ‚Jetzt bin ich tatsächlich hier‘, aber ich spürte das Gewicht des Ortes noch nicht wirklich“, sagte sie.

„Ich hatte schon gewusst, dass die Nazis die persönlichen Wertgegenstände der Juden gestohlen hatten, aber es gab zwei große Haufen gestohlener Dinge, die mich wirklich bewegt haben: der Berg Brillen und der Stapel Töpfe und Pfannen. Ich dachte an all die Mahlzeiten, die in diesen Töpfen und Pfannen gekocht wurden, Essen für Feiertage oder für Schabbes, für einen Tisch voller Kinder oder für ein feines Abendessen oder für jemandes Leibgericht. Und als ich die Brillen sah, stellte ich mir einen sehr ordentlichen und gepflegten Juden in einem altmodischen Mantel vor, und bei der Vorstellung musste ich beinahe

laut losweinen. Das hat mich wirklich getroffen: der Gedanke, dass ein echter Mensch diese Brille jeden Morgen vom Nachttisch genommen und aufgesetzt hat. Dass dieser Mensch sie geputzt und gepflegt hat, und jetzt lagen all diese Brillen vor mir, in diesem Kontext.“

Meine Tochter und ich hatten zuvor schon über unseren Tag in Auschwitz gesprochen. Sie hatte befürchtet, ihre Gedanken nach den Aufregungen Berlins und der Berlinale nicht ausreichend zur Ruhe bringen zu können.

„Ich war dankbar für den ruhigen, bedächtigsten Eingang in die Gedenkstätte“, sagte sie. „Es war sehr still. Mit dir da zu sein war so wichtig. Du konntest mir zeigen, wo Opas Baracke lag, wo die von Oma. Die Kinderbaracken waren erschreckend und haben mir fast das Herz gebrochen. Die Altersgrenze war zwölf Jahre. Mein ältester Sohn war da gerade zwölf. Er wäre von seinem jüngeren Bruder getrennt worden. Das hätte ihn zerrissen. Ich war nach dem Besuch todtraurig. Auf der Fahrt zurück ins Hotel fuhren wir durch so schöne Landschaften mit prächtigen Häusern. All diese Menschen müssen gewusst haben, was in Auschwitz und Birkenau passierte, aber niemanden schien es zu kümmern. Sie haben anscheinend gedacht, dass es ganz in Ordnung war, unaufhörlich so viele Menschen wie nur möglich gnadenlos zu ermorden und zu verbrennen.“

Meine Mutter sagte oft: „Sie können dir alles wegnehmen, aber wenn sie dein Herz nehmen, könntest du ebenso gut tot sein.“ Ich wusste nicht, wer „sie“ waren, aber ich wusste, sie waren keine guten Menschen. Die Wahrheit ist: Sie waren ganz gewöhnliche Menschen.

Tausende und Abertausende gewöhnlicher Menschen waren nötig, um Millionen Menschen zu transportieren, zu terrorisieren, zu foltern und zu töten. Diese gewöhnlichen Menschen waren Lokführer, Lokschaftner, Büroangestellte, Reinigungskräfte, Ärzte, Rechtsanwälte, Buchhalter, Lehrer, Techniker, Ingenieure. Diese gewöhnlichen Menschen waren Väter und Mütter, Ehemänner, Söhne, Neffen, Nichten, Onkel, Tanten, Ehefrauen und Töchter.

Auch Priester schauten weg. Ganze Familien schauten weg. Ganze Städte schauten weg. Ganze Länder schauten weg.

Deutsche Ärzte traten scharenweise der NSDAP bei. Sie arbeiteten in Todeslagern und vollführten groteske und sinnlose Experimente an jüdischen Männern, Frauen und Kindern. Die Ärzte schrieben liebevolle Briefe an ihre Frauen, erkundigten sich nach ihren eigenen Kindern und achteten darauf, dass ihre Kinder auch ihre Hausaufgaben machten. Oft beschrieben die Ärzte in allen Einzelheiten die köstlichen Mahlzeiten und die guten Weine, die sie gerade zu sich genommen hatten.

Sie erwähnten nie, was sie tagsüber taten, und ich weiß nicht, ob ihre Frauen je danach fragten.

Den Ärzten und den Lokführern, den Büroangestellten und den Lehrern und Hunderttausenden anderen Menschen war es gleichgültig, dass Jüdinnen und Juden ermordet wurden. Sie betrachteten sie nicht als Menschen. Sie glaubten Hitlers Propaganda und sahen Juden als Ungeziefer.

Gleichgültigkeit ist der direkte Weg zum Hass. Es ist so leicht, gleichgültig zu sein. Gleichgültig anderen Menschen gegenüber, die womöglich anders sind als wir. Die womöglich etwas anderes glauben, eine andere sexuelle Orientierung haben, eine andere Sprache sprechen. Für gewöhnliche Menschen ist es so leicht, anderen gewöhnlichen Menschen gegenüber gleichgültig zu sein, dem Schmerz anderer Menschen, den Komplexitäten anderer Menschen gegenüber. Gleichgültigkeit gleitet erstaunlich leicht in Hass über.

Wir müssen jede Neigung zur Gleichgültigkeit bekämpfen. Wir müssen uns umeinander sorgen und kümmern, um unsere Nachbarn, um unsere Angehörigen und um Fremde. Wir müssen einander zeigen, dass wir einander wichtig sind. Dass andere Menschen zählen. Wir müssen uns informieren über die Geschichte des Hasses und seine katastrophalen Folgen.

Aus dem Englischen von Ingo Herzke, Hamburg

LILY BRETT

ist Schriftstellerin, Essayistin und Dichterin. Sie hat zahlreiche Preise gewonnen, darunter den Commonwealth Writers Prize für „Too Many Men“ und den Prix Médicis Étranger für „Lola Bensky“. Sie lebt mit ihrem Mann, dem australischen Künstler David Rankin, in New York.

AUSCHWITZ IM SYSTEM DER SS-KONZENTRATIONSLAGER

Nikolaus Wachsmann

Es ist unmöglich, sich Hitlers Deutschland ohne Lager vorzustellen. Die Lager waren wesentliche Elemente der Diktatur; dort wurden diejenigen diszipliniert, bestraft, misshandelt, ausgebeutet oder getötet, die aus politischen, sozialen oder rassistischen Gründen als Bedrohung für die mythische „Volksgemeinschaft“ betrachtet wurden. Im gesamten NS-Gebiet gab es Tausende Lager für die vielen verschiedenen Ausgegrenzten, von Kriegsgefangenen bis zu unangepassten Teenagern, von „Fremdarbeitern“ bis zu Sinti und Roma.⁰¹ Das NS-Reich war ein Reich der Lager.⁰²

Unter all diesen nationalsozialistischen Lagern sticht eines besonders hervor: Auschwitz. Es war das größte und tödlichste Lager von allen, mindestens 1,1 Millionen Menschen wurden dort ermordet, darunter etwa eine Million Juden.⁰³ Auschwitz war das einzige Lager, das gleichzeitig als riesiges Zwangsarbeits- und Todeslager des Holocaust fungierte. Und nur in Auschwitz ermordete die SS Jüdinnen und Juden aus ganz Europa.⁰⁴ Auch aufgrund dieser geografischen Reichweite nimmt Auschwitz eine besondere Stellung im Gedächtnis der Nachkriegszeit ein und ist zu dem Symbol für die Verbrechen des Nationalsozialismus und ganz allgemein für Unmenschlichkeit geworden.

Selbst in der nationalsozialistischen Landschaft des Terrors hebt Auschwitz sich ab. Dennoch stand es nicht allein. Allzu oft wird Auschwitz als eine Welt für sich dargestellt, getrennt vom historischen Kontext.⁰⁵ Doch Auschwitz war tief eingebettet in die Strukturen des Dritten Reichs. Es war nicht losgelöst von allem anderen, sondern zum Beispiel eng mit kommunalen Behörden, privatwirtschaftlichen Unternehmen, Regierungsstellen und der Polizei verflochten. Und vor allem war es ein integraler Bestandteil des Systems der SS-Konzentrationslager.

Konzentrationslager verkörperten den Geist des Nationalsozialismus wie keine andere Einrichtung im Dritten Reich, sie bildeten ein eigen-

es System der Unterdrückung, mit einer eigenen Organisation, eigenen Regeln und eigenem Personal und sogar einer eigenen Abkürzung: In offiziellen Dokumenten wurden sie oft als „KL“ bezeichnet. Das in den ersten Jahren von Hitlers Herrschaft in Deutschland geschaffene KL-System wurde im Zweiten Weltkrieg, als die Nationalsozialisten ganz Europa mit Terror überzogen, immer weiter ausgebaut und erweitert. Insgesamt richtete die SS 27 Stammlager und über 1100 angegliederte Außenlager ein, wobei die Zahlen im Laufe der Zeit stark schwankten, weil alte Lager geschlossen und neue eröffnet wurden. Sie dienten vielen verschiedenen Zwecken: In den Vorkriegsjahren nutzte die SS sie als Umerziehungslager, zur Abschreckung, als Reservoir für Zwangsarbeiter und als vermeintliche Besserungsanstalten. Im Laufe des Krieges kamen dann Hinrichtungen, Menschenversuche und die massenhafte Vernichtung hinzu.⁰⁶

ERFINDUNG DES SS-KONZENTRATIONSLAGERS

Die Geschichte des KL-Systems beginnt nicht mit Auschwitz. Als die ersten Häftlinge 1940 in Auschwitz eintrafen, bestand das erste SS-Lager in Dachau bereits seit über sieben Jahren. Es war im März 1933 auf Veranlassung von Heinrich Himmler, dem Reichsführer SS und damaligen Polizeipräsidenten von München, eingerichtet worden. Vorkriegslager wie Dachau prägten die Struktur späterer Lager wie Auschwitz entscheidend mit.

Nach Hitlers Ernennung zum Reichskanzler 1933 ging es der nationalsozialistischen Führung zunächst vor allem um die Sicherung ihrer Macht. Die rasche Koordinierung von Staat und Gesellschaft wurde von einem Sturm der politischen Gewalt begleitet, der zeitweise rund 200 000 tatsächliche und vermeintliche politische Gegner erfasste. Zehntausende wurden verhaftet, vor Ge-

richt gestellt und in Strafanstalten inhaftiert. Die meisten Verhaftungen entbehrten jeder rechtlichen Grundlage; die Inhaftierten wurden nicht aufgrund tatsächlicher oder angeblicher illegaler Handlungen festgehalten, sondern allein wegen ihrer Identität – als mutmaßliche Gegner der neuen Ordnung.

Die NS-Führung hatte für diesen Ausbruch des gesetzlosen Terrors keine konkreten Vorbereitungen getroffen. Als die Nationalsozialisten an die Macht kamen, mussten sie das NS-Konzentrationslager erst noch erfinden. Es gab keinen Prototypen und keine nationale Koordination, dafür aber umso mehr Verwirrung, Improvisation und lokale Aktivitäten in Hunderten hastig eingerichteten Lagern. Diese frühen Lager hatten alle möglichen Formen und Größen, sie wurden von verschiedenen Behörden geleitet, nach unterschiedlichen Regeln und unter unterschiedlichen Bedingungen. Das Ziel war jedoch bei allen gleich: Sie sollten dabei helfen, die deutsche Opposition, insbesondere die linke, zu zerschlagen. Die Lager entstanden also als innenpolitische Waffe, und die meisten Häftlinge waren 1933 Kommunisten. Ohne die Lager wäre es dem neuen Regime nicht möglich gewesen, sich so rasch zu etablieren.⁰⁷

01 Vgl. Gudrun Schwarz, *Die nationalsozialistischen Lager*, Frankfurt/M. 1997.

02 Zu den NS-Lagern für „Volksgenossen“, die in diesem Beitrag nicht betrachtet werden, siehe Marc Buggeln/Michael Wildt, *Lager im Nationalsozialismus. Gemeinschaft und Zwang*, in: Bettina Greiner/Alan Kramer (Hrsg.), *Welt der Lager*, Hamburg 2013, S. 166–202.

03 Vgl. Franciszek Piper, *Die Zahl der Opfer von Auschwitz*, Oświęcim 1993.

04 Was die Opferzahlen betraf, blieb Majdanek, das einzige andere SS-Konzentrationslager, das ebenfalls als Todeslager des Holocaust fungierte, weit hinter Auschwitz zurück. Auch wurde es nie zu einem zentralen Ort der SS-Sklavenarbeit.

05 Die frühe Beschreibung von Auschwitz als einem anderen Planeten geht zurück auf den Überlebenden Yehiel Feiner, der seine Bücher unter dem Pseudonym Ka-Tzetnik veröffentlichte. Siehe Omer Bartov, *Mirrors of Destruction*, Oxford 2000, S. 185–212.

06 Die folgenden Ausführungen einschließlich der Angaben zu den Häftlingszahlen und Todesraten stützen sich, wenn nicht anders angegeben, auf Nikolaus Wachsmann, *KL – Die Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager*, München 2016. Der vorliegende Text ist eine leicht bearbeitete Version meines Beitrags in Joanne Pettitt/Sarah Cushman/Dominic Williams (Hrsg.), *The Routledge Handbook of Auschwitz-Birkenau*, London 2025 (i. E.).

07 Vgl. Nikolaus Wachsmann/Sybille Steinbacher, *Die Linke im Visier. Zur Errichtung der Konzentrationslager 1933*, Göttingen 2014.

Doch noch war die Zukunft der nationalsozialistischen Lager nicht festgelegt. Es gab keine einheitliche Regelung, wer sie betreiben und wie man die Häftlinge behandeln sollte. Es war noch nicht einmal klar, ob die Lager bleiben oder wieder verschwinden würden. Ihre Auflösung schien zwar unwahrscheinlich, aber möglich. Ende 1933 waren nur noch einige Dutzend Lager in Betrieb; die meisten waren schon wieder geschlossen worden. Sie hatten ihre Aufgabe erfüllt, die Opposition zu zerschlagen. Da das Regime nun die Zügel fest in der Hand hielt, argumentierten einige ranghohe Nationalsozialisten, die Lager würden nicht mehr gebraucht.⁰⁸ In Zukunft, so glaubten sie, würde die autoritäre nationalsozialistische Justiz genügen, um die Diktatur zu stützen.⁰⁹

Doch entgegen dieser Ansicht wurden die Konzentrationslager zum festen Bestandteil des NS-Staates. Zunächst wurde entschieden, wer die Lager betreiben sollte. Im Sommer 1934 hatte Himmler nicht nur die Kontrolle über die politische Polizei (Gestapo) erlangt, sondern auch über die verbliebenen Lager. Koordiniert wurden die Lager von SS-Gruppenführer Theodor Eicke, den Himmler zum Inspekteur der Konzentrationslager ernannte. Eickes Vorbild für das entstehende SS-Lagersystem war Dachau – das Lager, das er selbst eine Zeit lang geleitet und das bisher die meisten Todesopfer gefordert hatte. Der dort entwickelte Ansatz des extralegalen Terrors – die Polizei (zuständig für Verhaftungen) und die SS (zuständig für das Lager) unterstanden beide Himmler – wurde auf ganz Deutschland übertragen. Mit Himmler als Zuständigem entschied Hitler 1935, dass das KL-System bestehen bleiben sollte. Während Hitler öffentlich auf Distanz blieb und nie einen Fuß hineinsetzte, unterstützte er hinter den Kulissen die Lager als unverzichtbares Instrument der NS-Herrschaft.¹⁰

Nachdem das Fortbestehen des KL-Systems gesichert war, wurde es in der zweiten Hälfte der 1930er Jahre umstrukturiert und erweitert. Die während der Machtübernahme eilig eingerichteten Lager wurden durch neue, große und eigens zu

08 Für eine Liste der verbliebenen frühen Lager siehe Klaus Drobisch/Günther Wieland, *System der NS-Konzentrationslager 1933–1939*, Berlin 1993, S. 140.

09 Zum Justizterror der Nationalsozialisten siehe Nikolaus Wachsmann, *Gefangen unter Hitler. Justizterror und Strafvollzug im NS-Staat*, München 2006.

10 Vgl. Johannes Tuchel, *Die Inspektion der Konzentrationslager 1938–1945*, Boppard 1994; Christopher Dillon, *Dachau und the SS. A Schooling in Violence*, Oxford 2015.

diesem Zweck gebaute Anlagen ersetzt. Zu Beginn des Zweiten Weltkriegs im September 1939 betrieb die SS sechs Konzentrationslager, die mit Ausnahme von Dachau (das massiv umgebaut wurde) erst 1936 oder später errichtet worden waren.¹¹ Gleichzeitig stieg die Zahl der Häftlinge von weniger als 4000 im Sommer 1935 auf über 21 000 im Spätsommer 1939 an. Mit der steigenden Zahl der Häftlinge änderte sich auch ihre Zusammensetzung; die linken deutschen politischen Häftlinge bildeten nun nicht mehr die Mehrheit. Das hing vor allem mit groß angelegten Polizeirazzien zusammen, die gegen „Berufsverbrecher“ und „Asoziale“ (ein Sammelbegriff für gesellschaftliche Außenseiter) gerichtet waren. Auch die nationalsozialistische „Rassenpolitik“ zeigte Auswirkungen auf die Lager. Die Zahl der deutschen Juden in den Konzentrationslagern war zunächst gering, doch das änderte sich 1938 – vor allem nach den Novemberpogromen, in deren Gefolge etwa 26 000 jüdische Männer nach Buchenwald, Dachau und Sachsenhausen verschleppt wurden.¹²

VERMÄCHTNIS DER VORKRIEGSLAGER

Zwischen den SS-Lagern der Vorkriegszeit und den späteren Lagern wie Auschwitz gibt es vor allem in Hinblick auf die Todesrate gravierende Unterschiede. Während des Krieges war der Tod in den Lagern allgegenwärtig. Im Gegensatz dazu waren sie vor dem Krieg noch kein Ort des massenhaften Sterbens. Trotz aller Qualen und Entbehrungen überlebten weit mehr Häftlinge, als dass Häftlinge starben. Tatsächlich wurden viele wieder freigelassen – gebrochen und zerschunden nach Wochen, Monaten oder Jahren der Misshandlung, aber frei und am Leben. Zu ihnen gehörten viele jüdische Männer, die im November 1938 inhaftiert worden waren. Zu diesem Zeitpunkt verfolgte das NS-Regime noch nicht das Ziel, die deutschen Jüdinnen und Juden massenhaft zu inhaftieren oder zu ermorden; sie wurden schikaniert und terrorisiert, damit sie auswanderten.¹³ Gleichwohl kann

man Auschwitz nicht verstehen, wenn man nicht weiß, was davor war.¹⁴ Die Vorkriegslager bildeten das Fundament für die späteren Lager, die, wie es die Historikerin Jane Caplan formulierte, vor dem noch nie Dagewesenen da gewesen waren.¹⁵

In räumlicher Hinsicht bestand das Vorkriegslager aus einem leicht zu überwachenden Häftlingsbereich mit Barackenreihen, der meist von Stacheldraht, Türmen und Gräben umschlossen und nach außen hin von SS-Unterkünften, Büros und Werkstätten umgeben war. In verwaltungstechnischer Hinsicht waren alle Lager der Inspektion der Konzentrationslager (IKL) unterstellt, die 1942 als Amtsgruppe D in das SS-Wirtschafts-Verwaltungshauptamt (WVHA) eingegliedert wurde. Jedes Lager wurde von Männern einer speziellen Gliederung der SS, den SS-Totenkopfverbänden, bewacht. Diese Lager-SS bestand aus der Wachtruppe, die den Außenbereich sicherte, und dem Kommandanturstab, der in fünf Hauptabteilungen unterteilt war und das Lager betrieb.¹⁶ Damit war das grundlegende Organisationsmodell für spätere Lager geschaffen.

Die SS-Männer, die dieses Modell später auf Auschwitz übertrugen, hatten jahrelang im KL-System gedient – angeführt vom ersten Auschwitz-Kommandanten Rudolf Höß, der 1934 in die Lager-SS eingetreten und in Dachau schnell aufgestiegen war.¹⁷ Als Höß 1940 beauftragt wurde, im besetzten Polen das Lager Auschwitz zu errichten, begleiteten ihn mehrere altgediente Lager-SS-Männer. Insgesamt hatten vier der fünf Schutzhaftlagerführer des Stammlagers Auschwitz ihre Laufbahn 1933/34 in Dachau begonnen.¹⁸ Wie Höß hatten sie das Denken und die

11 Die SS betrieb fünf Konzentrationslager für Männer (Buchenwald, Dachau, Flossenbürg, Mauthausen, Sachsenhausen) und eins für Frauen (Ravensbrück).

12 Vgl. Julia Hörath, „Asoziale“ und „Berufsverbrecher“ in den Konzentrationslagern 1933 bis 1938, Göttingen 2017; Kim Wünschmann, *Before Auschwitz. Jewish Prisoners in the Prewar Concentration Camps*, Cambridge, MA 2015.

13 Vgl. Peter Longerich, *Holocaust*, Oxford 2010.

14 Vgl. Christian Goeschel/Nikolaus Wachsmann, *Before Auschwitz. The Formation of the Nazi Concentration Camps, 1933–39*, in: *Journal of Contemporary History* 3/2010, S. 515–534.

15 Vgl. Jane Caplan, *Political Detention and the Origin of the Concentration Camps in Nazi Germany, 1933–1935/6*, in: Neil Gregor (Hrsg.), *Nazism, War and Genocide*, Exeter 2005, S. 22–41, hier S. 26.

16 Vgl. Karin Orth, *The Concentration Camp Personnel*, in: Jane Caplan/Nikolaus Wachsmann (Hrsg.), *Concentration Camps in Nazi Germany*, London 2010, S. 44–57. Im Krieg kam später noch eine sechste Abteilung hinzu; vgl. Stefan Hördler, *Ordnung und Inferno*, Göttingen 2015, S. 203–218.

17 Vgl. Anna-Raphaela Schmitz, *Dienstpraxis und außerdienstlicher Alltag eines KL-Kommandanten. Rudolf Höß in Auschwitz*, Berlin 2022.

18 Vgl. Aleksander Lasik, *Organizational Structure of Auschwitz Concentration Camp*, in: Waclaw Długoborski/Franciszek Piper (Hrsg.), *Auschwitz. 1940–1945*, Bd. 1, Oświęcim 2000, S. 145–279, hier S. 199 ff.

Haltung der SS in den Lagern der Vorkriegszeit verinnerlicht. Sie betrachteten die Häftlinge als Feinde, die gnadenlos vernichtet werden mussten, und kannten sich mit den offiziellen Strafen wie der Prügelstrafe genauso gut aus wie mit spontaner Misshandlung und Folter.

Auch die Welt der Häftlinge war durch die Koordination der Vorkriegslager standardisiert worden. Ihr Aussehen war mit der gestreiften Häftlingsuniform und farbigen Abzeichen in Dreiecksform – zur Kenntlichmachung der Haftgründe – vorgeschrieben. Der Tagesablauf, der mit dem Morgenappell begann, war streng geregelt. Und es gab eine klare Häftlingshierarchie: Ganz unten waren fast immer Juden und andere Menschen, die aus rassistischen Gründen zu Außenseitern abgestempelt worden waren, während einzelne nicht-jüdische Deutsche an der Spitze standen. Der Einsatz ausgewählter Häftlinge als sogenannte Kapos, die Macht über Mitinsassen ausübten, war bei Kriegsbeginn fest etabliert und ermöglichte einer relativ kleinen Gruppe von SS-Männern die Kontrolle über große Lager. Höß brachte das Kapo-System nach Auschwitz mit: Vor der Eröffnung des Lagers holte die SS 30 Häftlinge aus Sachsenhausen, die bei der Einführung des ihnen vertrauten Systems helfen sollten. Einige von ihnen nahmen den ersten Massentransport polnischer Häftlinge am 14. Juni 1940 in Empfang und vermittelten den Ankömmlingen mit brutaler Gewalt gleich einen ersten Eindruck von den Zuständen im Lager.¹⁹

KRIEG UND KL-SYSTEM

Die Veränderung in den Konzentrationslagern war bereits in der ersten Phase des Krieges von 1939 bis 1941 dramatisch. Die Häftlingszahlen schossen in die Höhe, von etwas mehr als 20 000 auf 80 000 Anfang 1942. Die Polizei schickte mehr deutsche Verdächtige in die Lager, fest entschlossen, abweichendes Denken und Handeln an der Heimatfront auszumerzen. Noch gravierender waren jedoch die Massenverhaftungen von Menschen aus anderen Ländern. Vor dem Krieg waren die Häftlinge in den Lagern größtenteils Deutsche. Das änderte sich, als Deutschland über seine Nachbarn herfiel. Immer mehr Angehörige anderer Nationen wurden in die La-

ger verschleppt, zuerst aus Polen, dann aus der Sowjetunion und aus ganz Europa. 1944/45 stellten deutsche Staatsangehörige im KL-System nur noch eine kleine Minderheit.

Mehr Häftlinge bedeuteten auch mehr Lager. Anfang 1942 kontrollierte die SS 13 Konzentrationslager, 1939 waren es nur sechs gewesen. Vier der neuen Lager befanden sich in besetzten Gebieten, darunter Auschwitz als das bei Weitem größte. Mit seiner Lage im östlichen Oberschlesien, das nach dem Überfall auf Polen ins Deutsche Reich eingegliedert worden war, hatte Auschwitz schon früh die Aufgabe, den polnischen Widerstand zu brechen. Bis Ende 1940 waren knapp 8000 Männer dorthin gebracht worden, fast alle waren polnische politische Gefangene. In den kommenden Jahren sollten noch viele weitere Polen folgen und im Lager extremer Gewalt, Krankheit und Tod ausgesetzt sein.²⁰

In den ersten Kriegsjahren wurde die Zwangsarbeit im KL-System immer qualvoller, die Gewalt immer tödlicher und die Lebensbedingungen aufgrund von Überbelegung, Hunger und Epidemien immer schlechter. 1938, dem Jahr mit der höchsten Todesrate vor dem Krieg, kamen etwa 1300 Häftlinge in den Lagern ums Leben, 1940 starben mindestens 14 000. Noch viel mehr verloren ihr Leben 1941, dem Jahr, in dem aus dem Massensterben eine systematische Massenvernichtung wurde und zwei zentral organisierte Tötungsprogramme ihren Anfang nahmen. Das erste mit dem Codenamen „14f13“ galt kranken und nicht mehr arbeitsfähigen Häftlingen und dehnte das „Euthanasie“-Programm der Nazis auf die Konzentrationslager aus. Häftlinge wurden aus Lagern wie Auschwitz in „Euthanasie“-Mordzentren gebracht und dort vergast. Zwischen Frühjahr 1941 und Frühjahr 1942 wurden etwa 6500 männliche und weibliche Lagerinsassen auf diese Weise ermordet.²¹ Das zweite Programm mit dem Codenamen „14f14“ kostete noch mehr Menschen das Leben und wurde dieses Mal direkt in den Lagern durchgeführt. Nach dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion im Sommer 1941 durchsuchten die NS-Behörden Kriegsgefangenenlager auf deutschem Boden nach sowjetischen „Kommis-

¹⁹ Vgl. Piotr Cywiński, *Początki Auschwitz w pamięci pierwszego transportu polskich więźniów politycznych*, Oświęcim 2015.

²⁰ Vgl. Franciszek Piper, *Poles in Auschwitz*, Oświęcim 2013.

²¹ Siehe auch, mit etwas anderen Zahlen, Astrid Ley, *Die „Aktion 14f13“ in den Konzentrationslagern*, in: Günter Morsch/Bertrand Perz (Hrsg.), *Neue Studien zu nationalsozialistischen Massentötungen durch Giftgas*, Berlin 2011, S. 231–243.

saren“ und anderen politisch Verdächtigen, um sie in die Konzentrationslager zu schicken und dort gleich nach ihrer Ankunft zu ermorden. Im Sommer 1942 waren bereits über 30 000 sowjetische Soldaten in verschiedenen Konzentrationslagern hingerichtet worden, darunter auch etwa 600 Männer, die im September 1941 im Stammlager Auschwitz beim ersten massenhaften Einsatz von Zyklon B vergast wurden.²²

Weitere Häftlinge starben im Rahmen eines von Himmler 1941 ersonnenen Plans, bei dem eine große Zahl sowjetischer Kriegsgefangener deutsche Siedlungen im besetzten Osten errichten sollten. Letztendlich kamen weit weniger Zwangsarbeiter an, als Himmler gehofft hatte, und seine Pläne wurden verworfen. Dennoch wurden im Herbst 1941 Transporte mit sowjetischen Kriegsgefangenen in die Lager und vor allem nach Auschwitz geschickt. Im Oktober 1941 trafen dort rund 10 000 Kriegsgefangene ein, die zur Zwangsarbeit eingesetzt werden sollten. In Erwartung weiterer Massentransporte sowjetischer Gefangener, die dann jedoch ausblieben, mussten die Häftlinge damit beginnen, im nahe gelegenen Birkenau ein riesiges neues Lager zu errichten.²³ Auschwitz wuchs rasch, Anfang 1942 war es mit fast 12 000 Häftlingen bereits der zweitgrößte KL-Komplex nach Mauthausen. Die Zahlen wären noch viel höher gewesen, wenn nicht so viele Häftlinge gestorben wären. Unter den Opfern waren auch knapp 8 000 sowjetische Kriegsgefangene, die weniger als drei Monate in Auschwitz überlebt hatten.²⁴

ÖKONOMIE UND VERNICHTUNG

Während der zweiten Kriegsphase (1942–1944) wurde aus der systematischen Massentötung in Konzentrationslagern ein Genozid. Zwischen Sommer 1941 und Sommer 1942 wurde die Vernichtung der europäischen Juden zum erklärten Ziel der deutschen Politik, und die Konzentrationslager trugen bald ihren Teil dazu bei. In den ersten Kriegsjahren hatte das KL-System noch eine Nebenrolle bei der Judenverfolgung gespielt,

Anfang 1942 stellten Jüdinnen und Juden weniger als 5 000 der insgesamt 80 000 KZ-Insassen. In den Jahren 1942/43 wurden neue Konzentrationslager für Juden eingerichtet, darunter Zwangsarbeitslager im Baltikum und im besetzten Polen sowie Durchgangslager in Westeuropa. Unterdessen entwickelte sich Auschwitz neben seiner Funktion als Konzentrationslager langsam zum maßgeblichen Todeslager des Holocaust.

Die Massendeportationen von Jüdinnen und Juden aus Polen, aber auch aus anderen Ländern, nach Auschwitz begannen im Frühjahr 1942. Bereits im Sommer hatte die SS dort eine tödliche Routine entwickelt.²⁵ Die meisten Juden wurden gar nicht erst als Häftlinge registriert. Nach der sogenannten Selektion durch SS-Männer bei der Ankunft wurden die als nicht arbeitsfähig Eingeteilten – Kinder, Alte, Kranke sowie Mütter mit kleinen Kindern – direkt in die Gaskammern in Birkenau gebracht. Die anderen kamen zu den Lagerinsassen, um Zwangsarbeit zu verrichten.²⁶

Auschwitz veränderte sich durch den Holocaust radikal. Schon bald stellten Juden einen Großteil der Insassen, genau wie in all den anderen Konzentrationslagern in Osteuropa. Zwar gab es immer noch andere Häftlinge, darunter viele politische Gefangene aus Polen und anderen Ländern sowie Sinti und Roma, die 1943 in großer Zahl eintrafen. Doch die Juden bildeten die größte Gruppe, obwohl die registrierten jüdischen Häftlinge selten länger als einige Monate überlebten. Gleichzeitig rückten Frauen stärker in den Mittelpunkt. Jahrelang waren weibliche Häftlinge im KL-System eher selten, doch das änderte sich während des Holocaust, als immer mehr jüdische Frauen in die Lager verschleppt wurden. Ende 1944 waren etwa 28 Prozent aller Häftlinge weiblich, darunter auch Tausende von Kindern. Diese Entwicklung war in Auschwitz besonders ausgeprägt: Ein Frauenlager wurde bereits im Frühjahr 1942 eingerichtet, es fasste Anfang September kurzzeitig über 40 Prozent aller Gefangenen.

Auschwitz dominierte das KL-System in Kriegszeiten so, wie Dachau das System in den ersten Jahren der NS-Herrschaft dominiert hatte. Dabei unterschied sich Auschwitz nicht völlig von den anderen Lagern, auch dort mussten Menschen

²² Vgl. Reinhard Otto/Rolf Keller, *Sowjetische Kriegsgefangene im System der Konzentrationslager*, Wien 2019.

²³ Vgl. Jan Erik Schulte, *Zwangsarbeit und Vernichtung. Das Wirtschaftsimperium der SS*, Paderborn 2001.

²⁴ Vgl. Jacek Lachendro, *Soviet Prisoners of War in Auschwitz*, Oświęcim 2016.

²⁵ Vgl. Franciszek Piper, *Jews in Auschwitz*, Oświęcim 2015.

²⁶ Anfangs betrieb die Auschwitz-SS auch eine Gaskammer im Krematorium des Stammlagers.

hungern, wurden misshandelt und starben in Massen. Doch in Auschwitz war alles noch extremer. Schon hinsichtlich seiner Größe war kein anderes Lager mit Auschwitz vergleichbar. Im September 1942 betrug die durchschnittliche tägliche Häftlingszahl im gesamten KL-System 110 000 Personen; schätzungsweise 34 000 von ihnen waren in Auschwitz interniert, wo sie von etwa 2000 SS-Männern bewacht wurden. Auschwitz wirft einen noch viel größeren Schatten, wenn man die Zahl der Todesfälle betrachtet. Nach seinerzeit geheimen SS-Zahlen starben alleine im August 1942 insgesamt 12 832 registrierte Häftlinge im gesamten KL-System; fast zwei Drittel von ihnen – 6829 Männer und 1525 Frauen – kamen in Auschwitz um, wo im selben Monat weitere 35 000 Juden gleich nach ihrer Ankunft vergast wurden, ohne jemals offiziell als Häftlinge aufgenommen worden zu sein.

Zuvor hatten Konzentrationslager kleinen Städten geglichen. Auschwitz mit seinen vielen Außenlagern und seiner gewaltigen Ausdehnung wurde nun zu einer Art Großstadt. Im November 1943 teilte die SS Auschwitz wegen seiner Größe in drei Teile mit jeweils eigenen Kommandanten. Auschwitz I war das alte Stammlager, Auschwitz II bestand aus dem Lager Birkenau (mit neu gebauten Gaskammern und Krematorien), und Auschwitz III umfasste Außenlager, die über Ostschlesien verteilt waren (14 im Frühjahr 1944). Das größte Außenlager war Monowitz, das Ende Oktober 1942 nahe einem Gelände eröffnet wurde, auf dem eine riesige Fabrik der IG Farben für synthetischen Treibstoff und Kautschuk entstand. Anfang 1944 befanden sich dort etwa 7000 Häftlinge, die große Mehrheit davon Juden.²⁷

Das Wachstum der Außenlager war typisch für das KL-System in der zweiten Hälfte des Krieges, als wirtschaftliche Überlegungen zunehmend dominierten. Die SS hatte die Ausbeutung der Häftlinge seit den späten 1930er Jahren vorangetrieben, wobei zunächst die Arbeit in Steinbrüchen und Ziegelwerken zur Lieferung von Baustoffen für Deutschland im Vordergrund stand. Als der Krieg voranschritt, verlagerte sich der Fokus der Zwangsarbeit vom Bau deutscher Städte und Siedlungen auf die Mobilisierung von Ressourcen für den Krieg. Ursprünglich wollte Himmler die Kriegsproduktion in die Stammla-

ger verlegen, doch am Ende wurden die Häftlinge meist in neue Außenlager geschickt, in die Nähe von Fabriken und Baustellen. Meistens ging es um Bauprojekte – Tunnel mussten gegraben, Gräben ausgehoben, Schutt geräumt und Bunker gebaut werden –, die Häftlinge wurden aber auch in zahlreichen Produktionsstätten eingesetzt, etwa zur Herstellung von Waffen oder Munition. Ende 1944 befanden sich mehr Häftlinge in Außenlagern als in Stammlagern.²⁸

Betrachtet man das KL-System als Ganzes, wurde die Entwicklung zwischen 1942 und 1944 von zwei wesentlichen Faktoren bestimmt: Ökonomie und Vernichtung. Das mag zunächst wie ein Widerspruch klingen. Wenn das Regime auf Zwangsarbeit angewiesen war, warum ermordete es dann die Juden? Doch für überzeugte Nationalsozialisten gab es diesen Widerspruch nicht. Ökonomie und Vernichtung waren zwei Seiten einer Medaille, beides war für den Sieg erforderlich: Um den Krieg zu gewinnen, musste man erbarmungslos alle vermeintlichen Bedrohungen beseitigen *und* sämtliche anderen Kräfte mobilisieren. Im Fall der als arbeitsfähig eingestuften Juden brachten die Nazis beide Ziele mit dem Konzept der „Vernichtung durch Arbeit“ zusammen, das in Auschwitz und andernorts praktiziert wurde. Für Juden, die zur Zwangsarbeit bestimmt wurden, bedeutete dies, dass sie vorübergehend am Leben blieben; allerdings war nicht vorgesehen, dass sie *überlebten*.²⁹

Seinen mörderischen Höhepunkt erreichte Auschwitz im späten Frühjahr und Sommer 1944. Als Auschwitz 1942 zum Holocaust-Todeslager wurde, war es noch nicht das tödlichste dieser Lager. Weiter östlich, im sogenannten Generalgouvernement, wurden unter dem Kommando des SS- und Polizeiführers im Distrikt Lublin, Odilo Globocnik, drei weitere Todeslager eingerichtet: Belzec, Sobibor und Treblinka. Im Gegensatz zu Auschwitz, das immer mehrere Funktionen hatte, dienten diese Lager nur einem einzigen Zweck: möglichst viele Juden innerhalb kürzester Zeit zu ermorden. 1942 gab es in diesen Globocnik-Lagern rund 1,5 Millionen Opfer,

²⁷ Vgl. Piotr Setkiewicz, *The Histories of Auschwitz IG Farben Werke Camps 1941–1945*, Oświęcim 2008.

²⁸ Vgl. Marc Buggeln, *Slave Labor in Nazi Concentration Camps*, Oxford 2014; Christine Glauning, *Entgrenzung und KZ-System*, Berlin 2006.

²⁹ Vgl. Jens-Christian Wagner, *Work and Extermination in the Concentration Camps*, in: Caplan/Wachsmann (Anm. 16), S. 127–148.

während es in Auschwitz 190 000 waren.³⁰ Erst später – nachdem der Großteil der polnischen Jüdinnen und Juden getötet worden war, die Globocnik-Lager geschlossen und fast alle verbliebenen Ghettos und Arbeitslager in den von den Nationalsozialisten besetzten Ostgebieten aufgelöst worden waren – wurde Auschwitz zum Epizentrum des Holocaust.

Seinen Gipfel erreichte der Massenmord nach dem Einmarsch deutscher Truppen in Ungarn im März 1944. Die Besatzung war für die dortigen Jüdinnen und Juden eine Katastrophe. Bereits im Mai 1944 wurde mit Massendeportationen begonnen. Als diese auf Intervention des ungarischen Reichsverwesers Miklós Horthy im Juli 1944 gestoppt wurden, waren bereits mindestens 430 000 Juden nach Auschwitz deportiert worden. In weniger als drei Monaten waren damit mehr Juden nach Auschwitz gekommen als in den gesamten zwei Jahren zuvor. Die Auschwitz-SS selektierte etwa 110 000 Juden aus Ungarn für die Zwangsarbeit; manche wurden offiziell in Auschwitz registriert, manche starben zuvor in sogenannten Durchgangslagern, und viele wurden in andere Konzentrationslager geschickt. Die etwa 320 000 Juden, die für nicht arbeitsfähig erklärt worden waren, wurden umgehend in der Tötungsmaschinerie Birkenaus ermordet.³¹

DAS ENDE

Das letzte Kapitel des KL-Systems fällt zusammen mit dem Ende des NS-Regimes 1944/45. Obwohl sich die Niederlage bereits klar abzeichnete, blieben die Lager bestehen. Tatsächlich wurde das KL-System größer, je näher sein Zusammenbruch rückte: Am 15. Januar 1945 zählte die SS 714 211 registrierte Häftlinge in ihren Konzentrationslagern, während es im August 1944 noch 524 286 gewesen waren. Die letzte Ausweitung des Lagersystems erfolgte vor allem innerhalb der alten deutschen Grenzen. Nachdem sich der geografische Schwerpunkt mit Auschwitz als neuem Zentrum 1942/43 in den Osten verlagert hatte, verschob er sich nun wieder zurück. Als die Alliierten immer weiter vorrückten, verlegte die SS ab

Frühjahr 1944 mehr und mehr Insassen ins deutsche Kernland. Dies betraf bald auch Auschwitz.

Als die sowjetischen Truppen am Nachmittag des 27. Januar 1945 Auschwitz und Birkenau erreichten, boten die Lager einen ganz anderen Anblick als noch wenige Monate zuvor. Die SS hatte viele Gebäude abgerissen oder zerstört, darunter auch die Gaskammern und Krematorien von Birkenau. Die Häftlingsbaracken, einst massiv überbelegt, waren weitgehend verlassen. Weniger als fünf Monate zuvor, im August 1944, hatten sich noch über 135 000 Häftlinge im Lagerkomplex befunden. Als die Sowjets Auschwitz befreiten, waren nur noch um die 7500 übrig, die meisten krank und dem Tode nahe. In der zweiten Jahreshälfte 1944 waren Zehntausende in Lager weiter im Norden und Westen verlegt worden. Der Großteil der verbliebenen Männer, Frauen und Kinder wurde Mitte Januar im Rahmen der groß angelegten Räumung des Komplexes zwangsevakuert. Die Häftlingsmärsche begannen am 17. Januar 1945, innerhalb von zwei Tagen waren mehr als drei Viertel aller Häftlinge unterwegs. Für viele war dies ihr Todesurteil. Niemand weiß genau, wie viele Häftlinge bei der Räumung der Konzentrationslager Anfang 1945 auf den vereisten Straßen und in den überfüllten Güterwaggons starben, doch es müssen mehrere Zehntausend gewesen sein, darunter schätzungsweise 15 000 aus dem geräumten Lagerkomplex von Auschwitz.³²

Der Verlust von Auschwitz war ein schwerer Schlag für die SS. Aus ihrer Sicht war das Lager so etwas wie das Kronjuwel: das größte Konzentrationslager, das letzte verbliebene Todeslager und ein wichtiges Zentrum für Zwangsarbeit. Doch das Ende von Auschwitz bedeutete nicht das Ende des KL-Systems. Es hielt sich noch mehrere Monate, in denen die verbliebenen Lager riesige Komplexe bildeten, völlig überfüllt mit Häftlingen aus den evakuierten anderen Standorten. Anfang April 1945 unterhielt die SS noch zehn Stammlager und fast 400 Außenlager mit schätzungsweise 550 000 Häftlingen, davon etwa 30 Prozent Juden. Erst im April und Anfang Mai 1945, als auch die letzten Regionen Deutschlands besetzt waren, brach das KL-System endgültig zusammen. In den Wochen vor der Kapitulation waren Häftlinge und SS ständig in Bewegung, da

30 Vgl. Sara Berger, *Experten der Vernichtung. Das T4-Reinhardt-Netzwerk in den Lagern Belzec, Sobibor und Treblinka*, Hamburg 2013; Piper (Anm. 3).

31 Vgl. Christian Gerlach/Götz Aly, *Das letzte Kapitel. Der Mord an den ungarischen Juden*, Stuttgart 2002.

32 Vgl. Andrzej Strzelecki, *The Liquidation of the Camp*, in: Długoborski/Piper (Anm. 18), Bd. 5, S. 9–85.

immer mehr Lager aufgegeben wurden. Die Todesmärsche hörten erst auf, als die Alliierten alle Lager erreicht hatten.³³ Es lässt sich unmöglich exakt sagen, wie viele Häftlinge zwischen Januar und Anfang Mai 1945 ums Leben kamen. Die Schätzung, dass 40 Prozent starben – also etwa 300 000 Männer, Frauen und Kinder – dürfte jedoch nicht unrealistisch sein. Noch nie zuvor hatten so viele registrierte Häftlinge in so kurzer Zeit ihr Leben verloren.

AUSCHWITZ IM SYSTEM DER LAGER

Trotz seiner Ausnahmestellung war Auschwitz fest in das KL-System der Kriegszeit eingebunden. Das Lager war ähnlichen Regeln wie die anderen Lager unterworfen und unterstand denselben Behörden, in erster Linie der Inspektion der Konzentrationslager und ab 1942 dem WVHA. Die Verbindungen zwischen Auschwitz und den zentralen SS-Behörden führten zu einem ständigen Austausch von Personal, Häftlingen und Gütern mit anderen Lagern. Zu Beginn kam beispielsweise ein Großteil der Häftlingskleidung für Auschwitz – von der Unterwäsche bis zu den Holzschuhen – aus älteren Lagern wie Dachau und Sachsenhausen.³⁴ Später gingen viele Gütertransporte in die andere Richtung, da die Habseligkeiten der in Auschwitz ermordeten Juden – Schuhe, Kleidung, Kissen, Bettdecken und mehr – auf andere Lager verteilt wurden. Ende 1944 transportierte die SS dann Material und Maschinen aus Auschwitz ab, um sie in anderen Lagern zu nutzen. Dazu gehörten auch Teile der Krematorien, die in die Nähe von Mauthausen gebracht wurden, wo sie wieder aufgebaut werden sollten.³⁵

33 Vgl. Daniel Blatman, *Die Todesmärsche 1944/45. Das letzte Kapitel des nationalsozialistischen Massenmords*, Reinbek 2011.

34 Siehe zum Beispiel US Holocaust Memorial Museum, RG-15.198M, reel 16, file 2150; reel 17, file 2155.

35 Vgl. Bertrand Perz/Thomas Sandkühler, *Auschwitz und die „Aktion Reinhard“ 1942–45*, in: *Zeitgeschichte* 5/1999, S. 283–316; Bertrand Perz/Florian Freund, *Auschwitz neu?*, in: *Dachauer Hefte* 20/2004, S. 58–70.

36 Vgl. Hördler (Anm. 16); Aleksander Lasik, *The Auschwitz SS Garrison*, in: *Długoborski/Piper* (Anm. 18), S. 281–337.

37 Vgl. Państwowe Muzeum Auschwitz-Birkenau (Hrsg.), *Transporte polnischer Häftlinge in den KZ-Systemen Auschwitz, Dachau und Flossenbürg*, Oświęcim 2020.

38 Vgl. Peter Hayes, *Auschwitz, Capital of the Holocaust*, in: *Holocaust and Genocide Studies* 2/2003, S. 330–350.

Auch die Mitglieder der Lager-SS wechselten häufig den Standort. Mit der Erweiterung von Auschwitz wurden die neu entstandenen Posten mit Lagerpersonal aus dem deutschen Kernland besetzt, darunter die ersten weiblichen Wachen, die aus Ravensbrück kamen. Ebenso ging das Personal aus Auschwitz den umgekehrten Weg durch Versetzung in andere Lager oder in die zentrale SS-Verwaltung. Auch der Auschwitz-Kommandant Rudolf Höß gehörte dazu, er wurde Amtschef D I in der Amtsgruppe D im WVHA. Gegen Ende des Krieges wurde die Verteilung des SS-Personals vor allem durch den Vormarsch der Alliierten bestimmt. Im Zuge der Lagerräumung 1945 wurden mehr als 1000 ehemals in Auschwitz eingesetzte Personen in andere Konzentrationslager verlegt. Die Versetzung des Auschwitz-Personals in den letzten Monaten des Dritten Reichs brachte mörderisches Fachwissen in die anderen Lager. So errichtete etwa die SS von Ravensbrück kurz nach dem Eintreffen ehemaliger SS-Männer aus Auschwitz ab Januar 1945 eine Gaskammer.³⁶ Selbst nach seiner Auflösung warf Auschwitz noch einen dunklen Schatten auf das KL-System.

Der ständige Austausch zwischen den Lagern betraf auch die Häftlinge.³⁷ So wurden im Herbst 1942, als Adolf Hitler darauf drängte, alle Juden im Deutschen Reich zu ermorden, jüdische Häftlinge aus mehreren Konzentrationslagern in den Osten nach Auschwitz deportiert. Auch in die andere Richtung rollten schon früh Lastwagen und Züge, die polnische Häftlinge von Auschwitz in den Westen brachten. Der Strom der Lagertransporte verwandelte sich 1944/45 in einen reißenden Fluss. War Auschwitz zuvor die Endstation für viele Häftlinge gewesen, kehrte sich die Richtung nun um. Die Überlebenden wurden letztlich in Lagern wie Dachau und Mauthausen oder auf den letzten Todesmärschen ins Nirgendwo befreit. Dies war gewissermaßen die letzte Konsequenz der Einbindung von Auschwitz ins KL-System: Die meisten Überlebenden von Auschwitz wurden nicht in Auschwitz selbst befreit, sondern weit entfernt von der „Hauptstadt des Holocaust“.³⁸

Aus dem Englischen von Heike Schlatterer,
Pforzheim

NIKOLAUS WACHSMANN

ist Professor für Geschichte am Birkbeck College der Universität London und Fellow am Wissenschaftskolleg zu Berlin.

GENDERSPEZIFISCHE PERSPEKTIVEN AUF SEXUALISIERTE GEWALT

Das Beispiel des Sonderkommandos in Auschwitz

Christin Zühlke

Die jiddischen Zeitzeugnisse des Sonderkommandos in Auschwitz-Birkenau (im Folgenden SK) sind ein frühes Zeugnis des Massenmordes an den Juden bereits aus der Zeit des Holocaust. Sie wurden 1943 und 1944 von den polnisch-jüdischen Gefangenen Zalmen Gradovski, Leyb Langfus und Zalmen Levental⁰¹ heimlich verfasst, in Glas- und Metallbehältern in den Krematorienarealen vergraben und als „Megiles Oyshvits“ in den 1970er Jahren vom polnisch-jüdischen Historiker Ber Mark veröffentlicht.⁰² Sechs der neun nach dem Krieg entdeckten Manuskripte wurden auf Jiddisch, die anderen auf Französisch und Griechisch verfasst.⁰³ Diese Augenzeugenberichte konzentrieren sich auf die Erfahrungen der SK-Gefangenen und ihre Eindrücke von den jüdischen Gefangenen und Deportierten, deren letzte Momente sie miterleben mussten. Sie können als subjektive, jüdische Perspektive und Dokumentation der nationalsozialistischen Gräueltaten gelesen werden.

Die Zeugnisse des SK sind nicht nur Teil eines multilingualen Korpus der Holocaustliteratur,⁰⁴ sondern auch des mehrsprachigen SK-Kanons, zu dem unter anderem auch die Aufzeichnungen des slowakischen Überlebenden Filip Müller gehören. Erst in jüngster Zeit sind Forschende über eine historische Betrachtung dieser Texte hinausgegangen. Die Bedeutung des Jiddischen als Zugang zur jüdischen Perspektive der Opfer wird jedoch immer noch häufig vernachlässigt – was zeigt, wie erfolgreich die Täter bei der Ermordung der Jiddisch Sprechenden und der Auslöschung der jiddischen Welt waren. Jiddisch war die Alltagssprache vieler aschkenasischer Juden; die jiddische Kultur liefert den Kontext, um die jüdischen Perspektiven und Erfahrungen zu verstehen.

Die Sonderkommandos waren von 1942 bis 1945 Teil des Zwangsarbeitssystems in Ausch-

witz. Etwa 2100 Gefangene wurden während dieser Zeit in den verschiedenen SKs zur Arbeit gezwungen, nur etwa 100 überlebten. Zu ihren Aufgaben in den Gaskammern und Krematorien gehörte es, bei der Entkleidung von Gefangenen und Deportierten zu helfen, Leichen zu den Verbrennungsöfen zu schleppen und Goldzähne zu ziehen. Während der Deportation der ungarischen Juden im Mai/Juni 1944 wuchs das SK auf etwa 900 Mitglieder an, seine größte Zahl. Die SK-Mitglieder waren unmittelbare Augenzeugen des Massenmords.⁰⁵

Der Verfasser der im Folgenden analysierten Textstellen, Leyb Langfus, wurde 1910 in Warschau geboren; er wurde Rabbiner in Maków Mazowiecki, als sein Vorgänger nach Warschau floh. Am 6. Oktober 1942 wurde er mit seiner Frau Dvoyre und seinem Sohn Shmuel nach Auschwitz deportiert, beide wurden höchstwahrscheinlich gleich bei ihrer Ankunft in Auschwitz ermordet. Langfus bemühte sich auch während seiner Arbeit im SK, die jüdischen Gebote, die Mitzwot, so gut wie möglich zu erfüllen. Andere SK-Gefangene konsultierten ihn, da er als religiöse Autorität galt. Er war einer der Anführer des gescheiterten Aufstands des SK vom 7. Oktober 1944; vermutlich wurde er am 26. November 1944 getötet, dem Datum des letzten Eintrags in seinen Aufzeichnungen.⁰⁶

„DI 3000 NAKETE“ – DEMÜTIGUNG UND BRUTALITÄT GEGEN JÜDISCHE FRAUEN

Um die sexualisierte Gewalt gegen weibliche Gefangene und die Bandbreite der emotionalen Reaktionen der SK-Mitglieder auf ihre tägliche Arbeit zu veranschaulichen, werde ich im Folgenden Langfus' Beschreibung „Di 3000 Nakete“ („Die 3000 Nackten“)⁰⁷ näher betrachten,

in der über einen Vorfall Anfang 1944 berichtet wird: Vor dem Krematorium 2 werden von einem Fahrzeug nackte, weibliche, jüdische Gefangene entladen, als wären sie bloße Objekte und keine Menschen. Manche Frauen werden durch das Gewicht der auf sie fallenden Personen erstickt. Andere sind so erschöpft, dass sie übereinander liegen und nicht mehr stehen können. Wieder anderen hat der Aufprall auf den Boden ihre Körper zerquetscht. Diejenigen, die sich noch bewegen können, schleppen sich in den Bunker, die anderen werden vom herbeigeeilten SK getragen. Die Mitglieder des SK helfen den Frauen, die sich nicht selbstständig bewegen können, indem sie sie schnell und vorsichtig hineintragen, so Langfus in seinen Aufzeichnungen. Als diese Frauen in den Entkleidungsraum gebracht werden, ahnen sie, dass sie bald durch Gas ermordet werden.

Dennoch kümmert sich das SK um sie. Die Gefangenen bringen einen Koksöfen in den Entkleidungsraum, damit sich die Frauen aufwärmen können. Die meisten Frauen sind zu sehr in Gedanken versunken, zu traurig oder haben bereits aufgegeben, um sich in die Nähe des Ofens zu begeben. Einige schweigen, andere reden miteinander. Eine Frau erzählt, dass sie im Sommer aus Będzin deportiert wurde. Trotz des Hun-

gers und der Zwangsarbeit ist sie gesund, weshalb sie hofft, überleben zu können. Acht Tage vor dem beschriebenen Ereignis wurde es Frauen aus mehreren Blocks verboten, im Freien zu arbeiten. Sie mussten sich in Block 25 vollständig ausziehen, alle wurden nackt und ohne Essen und Wasser eingesperrt, aufgeteilt auf drei Blöcke mit je 1000 Menschen. In der Nacht des dritten Tages wurde Brot in die Blöcke geworfen, ein etwa 1,4 Kilogramm schweres Brot für 16 Personen. Die Schwachen wurden in den Krankenzimmer gebracht, die übrigen erhielten normale Lagerkost und durften sich ausruhen. Die Frau aus Będzin beschreibt die Situation so: „Wenn sie uns in jenem Moment erschossen oder vergast hätten, wäre schon alles gut gewesen. Viele wurden ohnmächtig, viele andere fielen ins Koma. (...) Der Tod hat uns nicht abgeschreckt.“⁰⁸ Drei Tage später, am achten Tag, müssen sich die Frauen erneut ausziehen und mehrere Stunden lang nackt und frierend draußen stehen, da der Block wieder verschlossen wird. Später werden sie auf die Wagen verladen und zum Krematorium gebracht.

SEXUALISIERTE GEWALT IN DEN LAGERN

„Sexualisierte Gewalt“ umfasst alle Gewalthandlungen, die sich gegen die intimsten Bereiche einer Person und damit gegen ihre körperliche, emotionale und geistige Integrität richten.⁰⁹ Wenn von sexualisierter Gewalt die Rede ist, denken viele zuerst an Vergewaltigungen, doch ist sehr viel mehr davon umfasst. Ihr Spektrum reicht von körperlichen, sexuellen Übergriffen bis hin zu emotional belastenden Erfahrungen wie erzwungener Nacktheit oder körperlichen Eingriffen wie

01 Ich folge bei der Schreibweise der Autorennamen dem YIVO-Standard; siehe <https://yivo.org>.

02 Der Titel kann als „Auschwitz-Schriftrollen“ übersetzt werden. Als Schriftrollen werden im Judentum zum Beispiel die Thora-Rollen verstanden.

03 Die jiddischen Schriften wurden zwischen 1945 und 1970 gefunden. Vgl. Pavel Polian, *Briefe aus der Hölle. Die Aufzeichnungen des jüdischen Sonderkommandos Auschwitz, Darmstadt 2019*, S. 151–157.

04 Der Literaturwissenschaftler David Roskies definiert Holocaustliteratur als jede Form des Schreibens in jeder Sprache, die die Erinnerung an den Holocaust beeinflusst hat, aber auch von ihr beeinflusst wurde. Vgl. David G. Roskies/Naomi Diamant, *Holocaust Literature. A History and Guide*, Waltham 2012, S. 2.

05 Ich konzentriere mich hier auf das letzte Sonderkommando, das von Ende 1942/Anfang 1943 bis zum Aufstand am 7. Oktober 1944 bestand.

06 Vgl. Nicholas Chare/Dominic Williams, *Matters of Testimony. Interpreting the Scrolls of Auschwitz*, New York 2016, S. 96f.; Eric Friedler/Barbara Siebert/Andreas Kilian, *Zeugen aus der Todeszone. Das jüdische Sonderkommando in Auschwitz*, Gerlingen 2002, S. 75–205; Filip Müller, *Sonderbehandlung. Drei Jahre in den Krematorien und Gaskammern von Auschwitz*, München 1979, S. 104; Gideon Greif, *The Religious Life of Sonderkommando Members Inside the Killing Installations in Auschwitz-Birkenau*, in: Nicholas Chare/Dominic Williams (Hrsg.), *Testimonies of Resistance. Representations of the Auschwitz-Birkenau Sonderkommando*, New York 2019, S. 143–156.

07 Vgl. Ber Mark, *Megiles Oyshvits*, Tel Aviv 1977, S. 364–365; ders., *The Scrolls of Auschwitz*, Tel Aviv 1985, S. 212. Eigene Übersetzungen der jiddischen Quellen, sofern nicht anders angegeben.

08 Mark, *Megiles Oyshvits* (Anm. 7), S. 365.

09 Vgl. Stacy Banwell, *Rassenschande, Genocide and the Reproductive Jewish Body. Examining the Use of Rape and Sexualized Violence Against Jewish Women During the Holocaust?*, in: *Journal of Modern Jewish Studies* 2/2016, S. 208–227, hier S. 209. Siehe auch Helga Amesberger/Katrin Auer/Brigitte Halbmayr, *Sexualisierte Gewalt im Konzentrationslager. Weibliche Erfahrungen in NS-Konzentrationslagern*, Wien 2007; Brigitte Halbmayr, *Sexualized Violence Against Women During Nazi „Racial“ Persecution*, in: Sonja M. Hedgpeith/Rochelle G. Sidel (Hrsg.), *Sexual Violence Against Jewish Women During the Holocaust*, Waltham 2010, S. 29–44.

Zwangssterilisationen. Es geht dabei nicht per se um sexuelle Handlungen, sondern um Machtdemonstrationen mit sexuellem Aspekt, zum Beispiel um Demütigungen.

In den NS-Lagern mussten sich alle Insassen nackt ausziehen, Frauen wie Männer. Diese Erfahrung machten alle Deportierten oder Gefangenen, aber nicht alle erlebten sexualisierte Gewalt in gleichem Maße. Der Zeitzeugenbericht „Di 3000 Nakete“ verdeutlicht, dass die Täter beabsichtigten, gezielt Frauen seelisch, körperlich und geistig zu zerstören. Sexualisierte Gewalt ist hier insofern eine stark genderspezifische Erfahrung – der besondere Missbrauch beruht auf dem Gender des Opfers.¹⁰ Die Erniedrigung und Entmenschlichung der Opfer war ein wesentliches Element des KZ-Systems: Sexualisierte Gewalt zeigte die Macht der Täter und verstärkte ihre Männlichkeit.¹¹ Die „culture of cruelty“¹² und die NS-Ideologie der Täter „normalisierten“ jegliche Gewalt gegen den Feind, insbesondere gegen Juden und Jüdinnen. Der Holocaust schuf eine „Situation der unbegrenzten Macht“¹³ und Möglichkeiten zur Ausübung von Gewalt, die in den gesamten besetzten und annektierten Gebieten an der Tagesordnung waren.¹⁴

Die Nacktheit der Frauen in „Di 3000 Nakete“ ist in zweierlei Hinsicht von Bedeutung: Sie zeigt nicht nur den Akt der forcierten Entkleidung der Jüdinnen als Wegfall einer physischen, schützenden Barriere, sondern die Kleidung steht auch für ihre Identität und ihr Leben vor Auschwitz. Das Fehlen der Kleidung bedeutet einen Verlust ihrer Individualität. Für diejenigen, die in den Gaskammern umgebracht werden soll-

ten, war es der letzte Schritt vor dem Tod. Für die neuen Gefangenen bedeutete es den Eintritt in die Welt von Auschwitz. Männer wie Frauen empfanden diese Erfahrung als unangenehm und demütigend.¹⁵ Frauen waren aber häufig zusätzlichen seelischen und körperlichen Misshandlungen ausgesetzt. So wurden sie gezwungen, sich vor dem anderen Geschlecht nackt auszuziehen, was ihre Entmenschlichung und Demütigung noch verstärkte. Die Frauen betraten die Gaskammer „mit Gefühlen der Verletzung, die sehr bald durch die Schrecken des bevorstehenden und qualvollen Todes ersetzt wurden“.¹⁶

Langfus beschreibt das Erlebte nicht nur detailliert, um die Gräueltaten der Täter zu belegen, sondern er möchte dem Lesenden auch einen Einblick in die emotionale und psychologische Dynamik zwischen den Frauen und den Mitgliedern des SKs und deren genderspezifischen Interaktionen geben. Tatsächlich werden solche Vorfälle in den Zeitzeugnissen verschiedener SK-Gefangener angesprochen. Sie belegen, dass die Erniedrigung und Brutalität gegenüber Frauen als besonders schockierend und aufzeichnungswürdig empfunden wurden.¹⁷ Auch in anderen Passagen, mit weniger Worten und ohne Details, vermitteln die SK-Autoren, wie traumatisch es war, Zeugen dieser Gewalttaten zu sein. So beschreibt Langfus zum Beispiel, wie junge Frauen von deutschen SS-Männern sexuell missbraucht werden, kurz bevor sie in die Gaskammer gehen. Indem er über dieses Ereignis in einem einfachen, dokumentarischen Stil berichtet (im Gegensatz zu seinem üblichen Schreibstil), zeigt er Sensibilität für die Situation der Frauen. Während es sich bei dieser Passage um eine kurze, prägnante Beschreibung sexualisierter Gewalt handelt, schildert „Di 3000 Nakete“ das langanhaltende Leid der Frauen ausführlich und emotional.

Die Aufzeichnungen von Langfus zeigen unterschiedliche Facetten sexualisierter Gewalt. Obwohl sexualisierte Gewalt während des Holocaust weit verbreitet war, ist es schwierig, diese Verbrechen zu quantifizieren, da die Überleben-

10 Im hier diskutierten Zusammenhang ist davon auszugehen, dass die Gefangenen das gleiche biologische („sex“) und soziale Geschlecht („gender“) haben. Da es mir vor allem um die Wahrnehmung des sozialen Geschlechts einer Person und die damit verbundenen gegenderten Rollen geht, verwende ich das Wort „Gender“.

11 Vgl. Banwell (Anm. 9), S. 212.

12 Beverley Chalmers, *Jewish Women's Sexual Behavior and Sexualized Abuse During the Nazi Era*, in: *The Canadian Journal of Human Sexuality* 2/2015, S. 184–196, hier S. 192.

13 Harald Welzer, *Täter. Wie aus ganz normalen Menschen Massenmörder werden*, Frankfurt/M. 2005², S. 201.

14 Vgl. Chalmers (Anm. 12), S. 192; Maren Röger, *The Sexual Policies and Sexual Realities of the German Occupiers in Poland in the Second World War*, in: *Contemporary European History* 1/2014, S. 1–21. Rögers Interpretation stützt sich auf die Forschungen von Regina Mühlhäuser, *Eroberungen. Sexuelle Gewalttaten und intime Beziehungen deutscher Soldaten in der Sowjetunion 1941–1945*, Hamburg 2010.

15 Vgl. Nicholas Chare/Dominic Williams, *The Auschwitz Sonderkommando. Testimonies, Histories, Representations*, Cham 2019, S. 42.

16 Na'ama Shik, *Sexual Abuse of Jewish Women in Auschwitz-Birkenau*, in: Dagmar Herzog (Hrsg.), *Brutality and Desire. War and Sexuality in Europe's Twentieth Century*, Hampshire 2009, S. 221–246, hier S. 229 (eig. Übersetzung).

17 Vgl. Chare/Williams (Anm. 6), S. 199.

den nur ungern über diesen Aspekt ihrer Erfahrungen sprechen.¹⁸ Zudem spielte der männliche Blick bei der Wahrnehmung der weiblichen Deportierten und Gefangenen eine Rolle. Dennoch fehlen in den SK-Zeitzeugnissen spezifisch männliche Erfahrungen – etwa solche, die sich auf sexuelle Handlungen zwischen Männern beziehen (sowohl erzwungene als auch freiwillige). Sexuelle Übergriffe gegen Männer und Jungen waren wahrscheinlich ebenfalls an der Tagesordnung (wenn auch nicht im gleichen Ausmaß wie gegen Frauen), doch sind sie weniger gut erforscht und dokumentiert.¹⁹ Da sie von Geschlechternormen und -erwartungen abweicht, wurde die Gewalt an Männern zwar registriert, aber skandalisiert. Bei der Analyse muss folglich die Rolle von Männlichkeit und das Stigma der Homosexualität bei sexuellen Übergriffen auf Männer berücksichtigt werden, da Hilflosigkeit und „Entmannung“ in männlichen Zeitzeugnissen generell selten artikuliert werden.

JÜDISCHE MÄNNLICHKEITSVORSTELLUNGEN IN EXTREMIS

Da alle SK-Mitglieder männlich waren, sind die SK-Zeugnisse aus der Position des männlichen Blicks geschrieben. Langfus beschreibt eine Gruppe von Frauen, die mit gesenkten Köpfen in der Nähe saßen und „mit tiefem Ekel auf die niederträchtige Welt und besonders auf uns“ blickten.²⁰ Eine ähnliche Reaktion auf das SK dokumentiert er im Winter 1943: Ein junges Mädchen, das gerade zusammen mit seinem kleinen Bruder und ohne Eltern ins Lager gebracht wurde, steht im Entkleidungsraum. Als ein SK-Gefangener ihrem Bruder beim Ausziehen helfen will, sagt sie zu ihm: „Weg [mit dir], du jüdischer Mörder! Lege deine mit Judenblut beschmierte Hand nicht an meinen schönen Bruder.“²¹ Die geschilderte Szene kann als Versuch des SK interpretiert werden, die eigenen Schuldgefühle zu verarbeiten. Sie gibt uns aber auch Aufschluss darüber, wie die SK-Mitglieder zumindest von einigen der

anderen Opfer wahrgenommen wurden: als Täter, die ihr eigenes Volk umbrachten. In einer anderen Passage fragt jemand ein SK-Mitglied, warum er diese abscheuliche Arbeit mache.²² Diese Beispiele zeigen, dass das SK bei den Deportierten auf Skepsis, Vorwürfe des Verrats und Abscheu stieß. Die Ambivalenz der Rolle des SK war offensichtlich – und wurde bereits während des Holocaust thematisiert, auch von den Mitgliedern selbst.

Andere Gefangene waren dankbar für die Bemühungen des SK. Einige der weiblichen Gefangenen fühlten sich getröstet, wenn sie eine Träne des Mitgefühls oder einen Hauch von Traurigkeit auf dem Gesicht desjenigen sahen, der sie die Treppe hinunterführte. Eine andere Frau drehte ihren Kopf zur Seite und weinte leise. Die Reaktionen der Frauen zeigen, dass sie sich der Dynamik des Blicks bewusst waren, etwa wenn die Gefangenen einander ansahen, oft vermeintlich ohne Gefühle oder gar Mitgefühl. Die Zeugenschaft geht also über das bloße Sammeln von Fakten und das Aufschreiben von Ereignissen hinaus. Sie enthält eine neue Dimension der emotionalen Beteiligung: die Trauer um das Leiden des Opfers.²³ Mit Empathie und sichtbaren Emotionen wollte das SK den Frauen zeigen, dass sich jemand um sie kümmert und sie als menschliche Wesen sieht, die mit Respekt und Würde behandelt werden sollten.

Für Außenstehende lässt sich die Reaktion des SK indirekt anhand der Darstellung der Frauen nachvollziehen. Langfus beschreibt, wie sich die SK-Mitglieder verhielten: „Einer stand auf der Seite und beobachtete das abgrundtiefe Elend dieser schutzlosen, gequälten Seelen. Er konnte sich nicht beherrschen und brach in Tränen aus.“²⁴ Dieser Vorfall ereignete sich Anfang 1944; manche der Gefangenen leisteten zu diesem Zeitpunkt schon Monate, wenn nicht sogar Jahre Zwangsarbeit im SK. Obwohl sie die Grausamkeiten der Täter gegen Gefangene und Deportierte täglich miterlebten, zeigt die Schilderung, dass nicht alle abgestumpft und gefühllos gegenüber der Gewalt waren. Eine der Frauen ruft aus, dass sie froh sei, dass jemand Mitgefühl zeigt und Tränen über ihr Leiden vergießt.

Um inmitten des Massenmordes überleben zu können, mussten die Mitglieder des SK als emotionslos, stark und männlich genug wahrgenommen

18 Vgl. Chalmers (Anm. 12), S. 192.

19 Vgl. Dorota Glowacka, *Sexual Violence Against Men and Boys During the Holocaust. A Genealogy of (Not-So-Silent) Silence*, in: *German History* 1/2021, S. 78–99.

20 Mark, Megiles Oyshvits (Anm. 7), S. 367.

21 Ebd., S. 356.

22 Vgl. Mark, *The Scrolls of Auschwitz* (Anm. 7), S. 221.

23 Vgl. Chare/Williams (Anm. 15) S. 51; dies. (Anm. 6), S. 111.

24 Mark, Megiles Oyshvits (Anm. 7), S. 366.

werden, um die Zwangsarbeit fortsetzen zu können. Langfus beschreibt die Situation des SK so, als „ob man gegenüber den schlimmsten Schrecken stumpf und versteinert [ist], als ob jedes menschliche Gefühl stirbt“.²⁵ Die Beschreibung der weinenden Männer zeigt dem Lesenden jedoch, dass das SK nicht völlig betäubt war, obwohl die SK-Gefangenen einen Zustand emotionaler Distanz und Gefühllosigkeit erreicht hatten, wie Langfus schreibt. Zudem schildert er, dass er den Entkleidungsraum immer dann verließ, wenn die Gefangenen oder Deportierten in die Gaskammer getrieben wurden. Er konnte den Anblick nicht ertragen. Diese Passagen belegen, dass die SK-Mitglieder durchaus ihre Gefühle zum Ausdruck brachten, abhängig von der jeweiligen Situation. Die SK-Mitglieder waren keineswegs völlig emotionslos, auch wenn es angesichts der Erwartungen hinsichtlich der Männlichkeitsnormen so erscheinen musste.

Die tägliche Zwangsarbeit der SK-Gefangenen inmitten des nationalsozialistischen Massenmordes hat die Mitglieder der Gruppe psychologisch geprägt. Das SK erlebte den Druck, emotionslos sein zu müssen, um männlich zu wirken, während es zugleich mit extrem negativen Gefühlen wie Scham, Schuld, Trauer und Wut umgehen musste. Wie die Analyse von „Di 3000 Nakete“ zeigt, brachte das SK seine Emotionen durchaus zum Ausdruck, aber dies vor allem im sicheren Raum der Gruppe und in ihren Zeitzeugnissen. Dabei ist es wichtig, die Erfahrungen und Reaktionen jüdischer Männer – aber auch die Machtdynamik, mit der sie umgehen mussten –, sichtbar zu machen.²⁶ Sie als bloße Opfer zu betrachten, negiert ihre Handlungsfähigkeit. Zugleich verweist die nähere Betrachtung der SK-Erfahrungen in Auschwitz auf die allgemeine Situation jüdischer Männer während des Holocaust: Die jüdische Identität war auch unter extremsten Bedingungen nach wie vor von Geschlecht, Klasse, Nationalität und Religion geprägt. Die Untersuchung dieser komplexen Rollenverteilung ermöglicht uns ein besseres Verständnis der Opfer und ihrer jüdischen Identität, aber auch der Funktion von Gender bei der Bewältigung traumatischer Erfahrungen.²⁷

²⁵ Ebd.

²⁶ Vgl. Björn Krondorfer/Ovidiu Creangă (Hrsg.), *The Holocaust and Masculinities*, New York 2020, S. 5.

²⁷ Vgl. Maddy Carey, *Jewish Masculinity in the Holocaust: Between Destruction and Construction*, New York 2017, S. 2.

Wenn wir mit solchen Zeitzeugnissen arbeiten, muss auch die Beziehung zwischen männlichen Genderrollen und unterdrückten Gefühlen Berücksichtigung finden. Die genderspezifische, männliche Perspektive ist ein bisher unbeachteter Aspekt der Gender and Holocaust Studies, da wir meist dazu neigen, „die Geschichte jüdischer Männer als jüdische Geschichte, die Geschichte jüdischer Frauen aber als Geschichte von Frauen zu betrachten“.²⁸ Mithilfe von Genderaspekten könnte diese Perspektive infrage gestellt²⁹ und die „Besonderheiten geschlechtsspezifischer Verletzungen“³⁰ anerkannt werden.

„Männlichkeit“ ist ein wechselseitiger Prozess, der durch die Machtdynamik zwischen Gesellschaft und Individuum geprägt wird. Obwohl die Geschlechterrollen sozial konstruiert sind, sind sie eng damit verknüpft, wie Menschen Probleme verstehen und darauf reagieren. Da Männlichkeit als normativ, als „maßstabgebend“, angesehen wird, wird sie nicht hervorgehoben oder überhaupt als präsent wahrgenommen. Dies könnte erklären, warum zum Beispiel sexualisierte Gewalt gegen Männer in den Zeitzeugnissen nicht erwähnt oder diskutiert wird. Idealisierte jüdische Männlichkeitsideale – wie das in der jüdischen Tradition verwurzelte Bild des „frommen Shtetl Juden“ oder die Idee des „Muskeljuden“, aber auch das christlich-heteronormative Männlichkeitsideal –, beeinflussten jüdische Männer in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts, als die polnisch-jüdischen SK-Mitglieder sozialisiert wurden. Diese Vorstellungen spielten auch während des Holocaust weiterhin eine Rolle, wenn auch unbewusst.³¹

Langfus betont zudem seine Position als unfreiwilliger Teilnehmer neben den deutschen Tätern. Er verweist auf die Gewalt gegen die Opfer, während er sich als Beobachter gleichzeitig von dem Beobachteten distanziert. Sein männlicher Blick drückt sich in der Sprache aus, mit der die Frauen dargestellt werden. Langfus ist vor-

²⁸ Marion A. Kaplan, *The Making of the Jewish Middle Class. Women, Family, and Identity in Imperial Germany*, New York 1991, S. vii. (eig. Übersetzung).

²⁹ Vgl. Björn Krondorfer, *Hiding in Plain View*, in: ders./Creangă (Anm. 26), S. 17–52, hier S. 26.

³⁰ Dalia Ofer/Lenore J. Weitzman, *Women in the Holocaust*, New Haven 1998, S. 16.

³¹ Vgl. Daniel Boyarin, *Unheroic Conduct. The Rise of Heterosexuality and the Invention of the Jewish Man*, Berkeley 1997, S. 2.

sichtig mit der Verwendung von Details, trotzdem ist sein Schreiben ambivalent, wenn er die weiblichen Opfer beispielsweise als „junge, schöne Mädchen“ charakterisiert.³² Möglicherweise wollte er wiedergeben, warum die Täter ausgerechnet diese Frauen auswählten, vielleicht wollte er auch die Perspektive des SK abbilden. Es deutet jedenfalls vieles darauf hin, dass das SK die weiblichen jüdischen Opfer zumindest bis zu einem gewissen Grad durch den männlichen Blick wahrnahm.

Das Zeitzeugnis „Di 3000 Nakete“ zeigt die Dynamik zwischen den weiblichen Gefangenen und dem männlichen SK. Beide waren in ihrem Opfersein vereint, doch wurden ihnen entgegengesetzte Rollen zugewiesen: die des un(frei)willigen Beobachters und Voyeurs und die des passiven Beobachtungsobjekts und Opfers. Langfus' Beschreibung geht jedoch über die passive Beobachtung hinaus. Seine Aufzeichnungen werden zu einer aktiven Zeugenaussage, indem er nicht nur Fakten liefert, sondern auch die Reaktionen und Emotionen der einbezogenen Opfergruppen beschreibt. Er und die anderen SK-Mitglieder entschieden sich bewusst, nicht wegzuschauen, sondern genau zu beobachten. Als die Frauen zur Ermordung in die Gaskammer geführt werden, entscheidet sich Langfus bewusst, dieses Mal *nicht* zuzusehen.

AUSBLICK

Die jiddischen SK-Zeugnisse sind ein bemerkenswertes Beispiel für eine genderspezifische Perspektive auf Gräueltaten, Opferschaft und den Akt des Bezeugens. Bei der Betrachtung der Dynamik zwischen dem rein männlichen SK und den weiblichen Gefangenen wird deutlich, dass die Männer auf die gefolterten Frauen im Rahmen ihrer jüdischen Männlichkeit reagierten, dabei aber ambivalent und widersprüchlich blieben. Langfus beschreibt die Gewalt gegen eine Gruppe weiblicher Gefangener, die gefoltert und dann in die Krematorien gebracht wurden, um Beweise für die Gräueltaten der Täter zu liefern. Darüber hinaus versucht er zu verstehen, in welchem emotionalen und psychologischen Zustand sich die Juden und Jüdinnen in beiden Opfergruppen befanden – und wie diese Gruppen interagierten.

In „Di 3000 Nakete“ wird die männliche Perspektive besonders deutlich, da sie tief auf die psychologischen und mentalen Auswirkungen der Gewalt auf die Opfer eingeht. Die multiperspektivische Darstellung zeigt, wie sich die Folter nicht nur auf die weiblichen Opfer auswirkte, sondern auch auf die männlichen, die in das Schicksal der Frauen verwickelt waren. Die besondere Situation des Sonderkommandos und die Machtverhältnisse zwischen Tätern und Opfern machen dieses Zeitzeugnis zu einem bemerkenswerten Beispiel und komplexen Gegenstand. Anders, als vielleicht zu erwarten gewesen wäre, stellten einige der SK-Mitglieder durch ihr Verhalten die Ideale jüdischer Männlichkeit infrage: Sie brachten ihre Emotionen zum Ausdruck und bauten so ein Unterstützungssystem auf. Anstatt sich auf nüchterne Schilderungen zu konzentrieren und die Emotionen zu vernachlässigen, finden wir ausführliche Beschreibungen von Verzweiflung und Hilflosigkeit in einer extremen, traumatischen Situation. Langfus selbst geht auf die emotionale Belastung der SK-Mitglieder und die Ambivalenz ihrer Rolle ein – einschließlich seiner eigenen. Die SK-Schriften sind somit ein Beispiel für die komplizierte Rolle des Sonderkommandos einerseits und den komplexen Blick auf jüdische Männlichkeit während des Holocaust andererseits. Zugleich bilden sie die vielfältigen Reaktionen und Entscheidungen der jüdischen männlichen Opfer im Holocaust nicht umfassend ab. Die Zeitzeugnisse beschreiben einen außergewöhnlichen genderspezifischen Fall, der noch der tiefgehenden Erforschung harret.

CHRISTIN ZÜHLKE

ist Postdoctoral Research Fellow für Holocaustliteratur am Department für Comparative Literature and Thought der Washington University in St. Louis, USA.

³² Mark, Megiles Oyshviits (Anm. 7), S. 357.

AUSCHWITZ ALS LERNORT

Ertrag schulischer Exkursionen zum Staatlichen Museum Auschwitz-Birkenau

Christian Kuchler

Wenn sich am 27. Januar 2025 die Befreiung des Konzentrations- und Vernichtungslagers Auschwitz-Birkenau durch die Rote Armee zum 80. Mal jährt, ist dies auch in der Bundesrepublik ein offizieller Gedenktag. Seit 1996 wird der 27. Januar als „Tag des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus“ begangen. Bundespräsident Roman Herzog hatte die umfangreichen geschichtspolitischen Initiativen des Jubiläumsjahres 1995 zum Anlass genommen, einen solchen Gedenktag einzuführen, und sich so zahlreichen europäischen und globalen Initiativen angeschlossen. Seither nimmt der 27. Januar einen zentralen Platz im nationalen Erinnerungskalender ein.⁰¹

Zentraler Impuls für die damalige Entscheidung war es, die Erinnerung an die NS-Verbrechen wachzuhalten und so auch eine erhöhte Aufmerksamkeit für den Erhalt der Demokratie zu fördern. Doch betonte bereits Roman Herzog die Notwendigkeit für jede Generation, neue und jeweils zeitgemäße Formen des Gedenkens zu finden, die in die Zukunft wirken könnten. Jede Generation müsse eigene Wege gehen, um angemessen an die historischen Verbrechen des Nationalsozialismus zu erinnern.⁰²

GEDENKSTÄTTENFAHRTEN ALS „ZEITGEMÄßE“ FORM DER AUSEINANDERSETZUNG

Rückblickend auf die geschichtskulturelle Entwicklung des vergangenen Vierteljahrhunderts lässt sich wohl urteilen, dass auch der Besuch von historischen Orten ehemaliger NS-Lager zunehmend als „zeitgemäße“ Auseinandersetzung mit der NS-Diktatur empfunden wird. Mit dem sukzessiven Verstummen der Zeitzeugen gewann die Auseinandersetzung mit den baulichen Relikten des Terrorregimes an Bedeutung.⁰³ Die Besucherzahlen der Gedenkstätten stiegen deutlich an,

wobei neben freiwilligen Besuchen von Erwachsenen vor allem die verstärkte Exkursionstätigkeit von Schulen zu dieser Steigerung beitrug. In Deutschland stand immer wieder die Notwendigkeit von verpflichtenden Gedenkstättenfahrten für alle Lernenden aus allen Schulformen zur Diskussion.⁰⁴ Jüngeren Erhebungen zufolge befürwortet eine deutliche Mehrheit der Bundesbürger obligatorische Schulexkursionen.⁰⁵ Doch auch ohne vorgegebene „Pflichtbesuche“ integrieren inzwischen Tausende Schulen Gedenkstättenfahrten in ihre Schulcurricula.⁰⁶

Neben den Exkursionen innerhalb Deutschlands, etwa zu den Gedenkstätten in Dachau, Buchenwald, Neuengamme oder Bergen-Belsen, entschlossen sich seit den 2010er Jahren immer mehr Schulen, auch das Staatliche Museum Auschwitz-Birkenau auf dem Gelände des ehemaligen Konzentrationslagers im südpolnischen Oświęcim zu besuchen. Ergänzend zum gesellschaftlichen Gedenken an Auschwitz wurde damit der persönliche Besuch am konkreten Geschehensort des „größten Verbrechens der Geschichte der Menschheit“ (Primo Levi) bedeutsamer. Für viele ist offenbar gerade der Aufenthalt in Auschwitz eine solche zeitgemäße Form der Auseinandersetzung mit der NS-Geschichte.

Im Folgenden wird zunächst nachgezeichnet, wie die geografisch doch recht weit entfernt liegende Gedenkstätte Auschwitz-Birkenau zum attraktiven Reiseziel für deutsche Bildungseinrichtungen wurde. In einem zweiten Schritt werden die geschichtsdidaktischen und pädagogischen Potenziale dieses Lernorts diskutiert. Grundlage für die Analyse sind Exkursionen von Lerngruppen aus Nordrhein-Westfalen in den Jahren 2010 bis 2019. Mehrere tausend Schulen konnten sich mit der finanziellen Unterstützung der „Stiftung Erinnern ermöglichen“ den „Lernort Auschwitz“ erschließen.⁰⁷

BILDUNGSREISEN AUS DEUTSCHLAND NACH OŚWIĘCIM

Schon 1947 wurde in Oświęcim eine Gedenkstätte eingerichtet, die an das Leid der Häftlinge erinnern sollte. Dezidiert mit Fokus auf die polnischen Opfer entstand ein Erinnerungsort,⁰⁸ der in Ost- wie in Westdeutschland zunächst weitgehend unbekannt war. Während die DDR vor allem an die ehemaligen Lager innerhalb der eigenen Grenzen erinnerte und so ihre staatliche Legitimation stärken wollte,⁰⁹ blieb das Interesse an Auschwitz in der Bundesrepublik über lange Zeit gering. Erste Initiativen der „Sozialistischen Jugend Deutschlands – Die Falken“ oder der beiden christlichen Friedensinitiativen Aktion Sühnezeichen und Pax Christi gab es erst ab den späten 1950er Jahren, als diese Gruppen mit den ersten geschichtspolitisch motivierten Fahrten zu den ehemaligen Lagerkomplexen in Auschwitz und Birkenau begannen.

Vor allem der Aussöhnung zwischen Polen und Deutschland sollte ein umfangreiches Besuchsprogramm der Robert Bosch Stiftung dienen, das ab 1980 mehr als 28 000 bundesdeutsche Schülerinnen und Schüler zu Rundfahrten in die damalige Volksrepublik Polen einlud. Als eine Station – oft nur im Umfang von wenigen Stun-

den – gehörte auch das ehemalige Lager Auschwitz zu den kanonischen Programmpunkten. Doch im Zentrum dieser Rundreisen, die auch zwischen 1981 und 1983 stattfanden, als in Polen das Kriegsrecht verhängt war, stand nicht der historische Ort Auschwitz, sondern das gesamte Land und seine Kultur.¹⁰ Erst in den 2010er Jahren entwickelte sich ein breiteres Interesse an ausschließlichen Gedenkstättenfahrten nach Oświęcim. Vor allem die zunächst mit dem Land Nordrhein-Westfalen kooperierende „Stiftung Erinnern ermöglichen“ schuf mit ihrer Förderung von schulischen Exkursionen zu ehemaligen Vernichtungslagern in Osteuropa dafür die Basis. Sie traf damit auf großes Interesse: Mittlerweile beläuft sich die Zahl geförderter Schülerinnen und Schüler, die von der inzwischen in der Bette-Stiftung aufgegangenen geschichtspolitischen Initiative unterstützt wurden, auf mehr als 41 000.

DOKUMENTATIONEN SCHULISCHER EXKURSIONEN

Jene Jugendlichen, die in den vergangenen 15 Jahren gefördert wurden, mussten für die finanzielle Unterstützung ihrer Reise nur eines tun: Für jede Gedenkstättenfahrt musste ein formloser Abschlussbericht erstellt und der Stiftung vorlegt werden; die Schulen konnten aufschreiben, was ihnen wichtig und nennenswert erschien. Die folgende Auswertung dieser Berichte konzentriert sich auf jene Darstellungen, die von den Schülerinnen und Schülern noch im Verlauf der Fahrt erstellt wurden.

Sie stehen somit im Gegensatz zu dem Großteil der eingereichten Berichte, bei denen offensichtlich ist, dass sie keine spontanen und subjektiven Eindrücke wiedergeben, sondern mit größerem zeitlichem Abstand erstellt wurden und wohl auch wegen mehrerer Korrekturdurchläufe an Aussagekraft eingebüßt haben. Deutlich authentischer sind jene Berichte, die von den Schülerinnen und Schülern handschriftlich, also tatsächlich im Exkursionsverlauf und eher spontan erstellt wurden, ohne dass die Schreibenden vermuten konnten, dass ihre Textproduktion später einmal zum Gegenstand wissenschaftlicher Analyse werden würde. Die Lernenden haben ihre Texte zunächst für einen geschützten

01 Vgl. Aleida Assmann, 27. Januar 1945: Genese und Geltung eines neuen Gedenktags, in: Étienne François/Uwe Puschner (Hrsg.), Erinnerungstage. Wendepunkte der Geschichte von der Antike bis zur Gegenwart, München 2010, S. 319–333.

02 Vgl. Proklamation des Bundespräsidenten vom 3. Januar 1996, Bundesgesetzblatt vom 16. Januar 1996, Nr. 2/1996, S. 1.

03 Vgl. Jan Taubitz, Holocaust Oral History und das lange Ende der Zeitzeugenschaft, Göttingen 2016.

04 Zur wissenschaftlichen Skepsis gegenüber solchen Forderungen vgl. z. B. Wolfgang Benz, Gedenkstättenbesuche als Patentrezept der historisch-politischen Bildung?, in: Politische Bildung 8/2018, S. 40–43.

05 Vgl. Die Deutschen wollen keinen Schlusstrich, 24. 1. 2020, www.dw.com/de/a-52094901.

06 Vgl. Elke Gryglewski, Zur Diskussion über sogenannte Zwangsbesuche in Konzentrationslagern, in: Gedenkstättenrundbrief 6/2018, S. 56–60.

07 Der vorliegende Beitrag stützt sich maßgeblich auf Ergebnisse meiner Studie zu schulischen Gedenkstättenfahrten. Vgl. Christian Kuchler, Lernort Auschwitz. Geschichte und Rezeption schulischer Gedenkstättenfahrten 1980–2019, Göttingen 2021.

08 Vgl. Imke Hansen, „Nie wieder Auschwitz!“ Die Entstehung eines Symbols und der Alltag einer Gedenkstätte 1945–1955, Göttingen 2015.

09 Vgl. Jeffrey Herf, Divided Memory. The Nazi Past in the Two Germanys, Cambridge, MA–London 1997, S. 175 ff.

10 Vgl. Corinna Felsch, Reisen in die Vergangenheit? Westdeutsche Fahrten nach Polen 1970–1990, Berlin 2015.

Raum verfasst – vor allem für die Kommunikation innerhalb der Gruppe oder mit ihrer Lehrkraft –, sodass angenommen werden darf, dass sie nicht von vornherein auf die Wirkung ihrer Aussagen bedacht waren. Hinsichtlich der zeitlichen Nähe zum Erlebten und der inhaltlichen Tiefe und Authentizität des Berichteten bieten diese Aufzeichnungen daher einen fast einmaligen Untersuchungsgegenstand, da es kein vergleichbares Dokumentationswesen für Fahrten innerhalb Deutschlands oder zu anderen internationalen NS-Gedenkstätten gibt.

IM VORFELD DER REISE: ANGST VOR AUSCHWITZ

Betrachtet man die Reiseprotokolle der Schülerinnen und Schüler, so fällt bereits während der Anreise eine Beobachtung besonders ins Auge: Wenn die Jugendlichen sich auf den weiten Weg nach Oświęcim machen, sind ihre Ausführungen zumeist geprägt von einem hohen Grad an Respekt gegenüber dem Zielort. Da viele Gruppen die Fahrt lange vorbereiten und zudem nur Freiwillige an den Programmen teilnehmen, ist es naheliegend, dass die Jugendlichen unmittelbar vor Exkursionsbeginn ebenso angespannt wie erwartungsvoll sind. Beispielsweise berichtet eine Schülerin der 10. Jahrgangsstufe, sie habe sich, je näher die Fahrt kam und je mehr sie sich inhaltlich mit dem Thema beschäftigte, zunehmend vor dem geängstigt, was sie erwarten würde.¹¹ Ihr Bericht belegt, wie sehr neben einer intrinsischen Motivation ein hohes Maß an Unsicherheit besteht. Mit welchen Emotionen man die Reise tatsächlich antreten „darf“, bleibt oftmals für die jungen Menschen unklar („Ich weiß nicht, ob ich mich freuen darf, aber gespannt bin ich auf jeden Fall.“).¹²

Sehr häufig lässt sich in den Berichten vor allem eine sehr konkrete Form der Anspannung nachweisen: Angst. So schreibt eine Schülerin: „Ich bin mir zwar sicher, dass ich auf dieser Fahrt dabei sein möchte, aber ich habe Angst. Angst vor dem, was mich erwartet.“¹³ Zahlreiche weitere

Jugendliche formulieren in ähnlicher Weise ihre Ängste unmittelbar vor oder noch während der Reise nach Oświęcim. Ein Bericht kündigt sogar von der Absicht, auf dem mehr als zwölfstündigen Bustransfer durchgehend Rapmusik hören zu wollen, weil die Person sicher war, ohnehin keinen Schlaf finden zu können.¹⁴

Angst und Unsicherheit sind Begleiter vieler schulischer Gruppen auf dem Weg nach Südpolen. Die Gründe für diese pädagogisch wenig erfreulichen Gefühle sind schwierig zu erfassen. Sicher hat es zum einen mit der als besonders schwer empfundenen Bürde zu tun, gerade als deutsche Gruppe in das größte deutsche Vernichtungslager im heutigen Polen zu reisen. Neben dem Gefühl der „nationalen Verantwortung“ für die historischen Geschehnisse hat es zum anderen aber oft auch mit persönlichen Gesprächen über die Erfahrungen älterer Freunde und Verwandten zu tun, die in den Jahren zuvor an ähnlichen Schulexkursionen teilgenommen haben. Diese berichteten offenbar davon, „dass die Fahrt auf emotionaler Ebene nicht einfach ist“¹⁵ und erhöhten damit den Druck, dem sich die Jugendlichen bei Reisebeginn ausgesetzt sahen.

Offenbar ist vielen Teilnehmenden die Differenz zwischen historischem Konzentrationslager und heutiger Gedenkstätte nicht ausreichend bewusst. Dass die Exkursionen nicht in die Schrecken des Lagers im Jahr 1943 führen und die Schülerinnen und Schüler nicht auf massenmordende SS-Mannschaften treffen, ist auf der kognitiven Ebene klar, doch scheint der museale Charakter des besuchten Ortes nicht allen Teilnehmenden bei Antritt der Reise bewusst zu sein. Nur so ist es zu erklären, dass einzelne Schülerinnen und Schüler davon berichten, dass sich die Anspannung erst mit der Ankunft in der Gedenkstätte und den Einlasskontrollen etwas löste. Ganz offenkundig wird im Vorfeld der schulischen Gedenkstättenexkursionen der geschichtskulturelle Begriff der „Gedenkstätte“ nicht ausreichend konturiert. Wenn Jugendlichen bewusst ist, dass sie in ein museales Umfeld kommen, baut dies Ängste ab und eröffnet Freiräume für eine interessierte

11 Archiv Stiftung Erinnern ermöglichen (ASEE) A10-610-452_a, Exkursionsbericht Erich-Kästner-Gesamtschule Essen, Oktober 2010, S. 52.

12 Archiv Heisenberg-Gymnasium Dortmund (AHGD) Bestand 2019, Exkursionsbericht Heisenberg-Gymnasium Dortmund, Februar/März 2019, A10.

13 ASEE A13-112-525_b, Exkursionsbericht Willy-Brandt-Gesamtschule Übach-Palenberg, Oktober 2013, S. 3.

14 ASEE 18-05-0207-014, Exkursionsbericht Heisenberg-Gymnasium Dortmund, Februar 2018, A1.

15 AHGD Bestand 2019, Exkursionsbericht Heisenberg-Gymnasium Dortmund, Februar/März 2019, A12.



Schülerinnen und Schüler am Eingang zur Gedenkstätte des Stammlagers

Foto: Christian Kuchler

und kritische Auseinandersetzung mit dem besuchten Ort.¹⁶

SCHÜLERPERSPEKTIVEN AUF DIE GEDENKSTÄTTE

Bemerkenswert ist daher, wie schnell die offenbar empfundenen Ängste verschwinden, wenn die Gruppen das Gelände des Staatlichen Museums Auschwitz-Birkenau tatsächlich betreten. Zumeist beginnt der Besuch mit einem geführten Rundgang durch das vormalige Stammlager Auschwitz I und setzt sich am nächsten Tag mit einem mehrstündigen Aufenthalt im ehemaligen Vernichtungslager Birkenau fort. Die Schülerinnen und Schüler erkunden beide historischen Orte in gespannter Erwartung und mit Neugier. Zugleich sind sie überrascht, wie ruhig, aufgeräumt und friedlich das Gelände der Gedenk-

stätte auf sie wirkt. Selbst gutes Wetter scheint notizwürdig.¹⁷ Der Widerspruch zwischen wahrgenommener, aktueller Friedlich- und vergangener Grausamkeit fordert die Schulgruppen offenkundig heraus.¹⁸

Zu den wichtigsten Argumenten für Exkursionen zum Staatlichen Museum Auschwitz-Birkenau zählt die noch relativ gut erhaltene historische Bausubstanz. Wie sehr diese Überreste die jungen Besucher tatsächlich in den Bann ziehen, zeigen die Berichte. Jene Teile der Gedenkstätte, die noch aus der Geschehenszeit der 1940er Jahre erhalten sind, finden besondere Beachtung. Baracken, Wachtürme und Gleise werden als die „einzigen Zeugen der Grausamkeit“¹⁹ wahrgenom-

¹⁶ ASEE A12-005-520, Exkursionsbericht Maria-Montessori-Gesamtschule Aachen, Februar/März 2012, S. 12.

¹⁷ ASEE A13-044-572_a, Exkursionsbericht Hauptschule Deuz Netphen, April 2013, S. 24.

¹⁸ ASEE A12-034-421, Exkursionsbericht Berufskolleg Neandertal Mettmann, Juni 2012, S. 15.

¹⁹ ASEE A13-029-520, Exkursionsbericht Viktoriaschule Aachen, Februar/März 2013, S. 9.



Porträtaufnahmen früherer Häftlinge in den Baracken des Lagers I

Foto: Stiftung Erinnern ermöglichen

men. Vor allem in Birkenau sei der zeitbedingte Verfallsprozess der Relikte ein Nachweis für die Originalität des vorgefundenen, durchaus als bedrohlich wahrgenommenen Raums.²⁰

Intensiv zur Kenntnis genommen werden vor allem jene Teile der Gedenkstätte, die bereits zuvor als Bildikonen bekannt sind. Wenn beispielsweise das Eingangstor zum Stammlager mit seiner zynischen Aufschrift „Arbeit macht frei“ passiert wird, sprechen die Jugendlichen von der besonderen emotionalen Aufgeladenheit dieser Begegnung.²¹ Der Umstand, dass es sich bei dem heute zugänglichen Eingang nicht mehr um das originale Tor handelt, sondern nach einem Diebstahl nur noch ein Replikat auf dem Gelände steht, wird von den jungen Gästen nicht reflektiert. Offenbar greifen auch die begleitenden Tourguides dies nicht auf.

Neben den baulichen Überresten fallen in den Beschreibungen des Besuchs im Stammlager zwei andere Ausstellungsbereiche besonders ins Auge. Dabei handelt es sich zum einen um die Häftlingsfotografien, die viele Wände in den ehemaligen Baracken des Lagers I prägen. Die Porträtaufnahmen, die vor allem polnische Gefangene der frühen Lagerzeit zeigen, nehmen die Jugendlichen während des Rundgangs intensiv wahr.²² Zum anderen nimmt in den Berichten zum ersten Besuchstag Block 5 des Stammlagers breiten Raum ein. Dort sind die Hinterlassenschaften der im Vernichtungslager Ermordeten ausgestellt. Die Schülerinnen und Schüler begegnen also Haaren, Schuhen, Brillen oder Koffern der Opfer. „Grauensvoll“ sei der Anblick gewesen.²³ Viele von ihnen hätten geweint, berichten

20 ASEE A13-126-595_b, Exkursionsbericht Gymnasium der Stadt Warstein, Februar/März 2014, S. 18.

21 ASEE A11-098-441, Exkursionsbericht Käthe-Kollwitz-Gymnasium Dortmund, Februar 2012, S. 4f.

22 ASEE A12-081-407, Exkursionsbericht Erzbischöfliche Theresianschule Hilden, November 2012, S. 36.

23 ASEE A13-111-580, Exkursionsbericht Albrecht-Dürer-Gymnasium Hagen, Oktober 2013, S. 8.



Besuchergruppe auf dem Gelände von Birkenau

Foto: Christian Kuchler

die Jugendlichen übereinstimmend. Als Folge dieser Konfrontation gehören Sprachlosigkeit und eine tiefe Wut gegenüber den Tätern zu den wichtigsten Eindrücken des Besuchs im Stammlager.

Beim Besuch in Birkenau steht weniger die museale Gestaltung des Ortes im Mittelpunkt. Die Gruppen haben dort meist keinen Guide bei sich; der historische Ort des Massenmordes wird deshalb noch unmittelbarer mit den eigenen Sinnen wahrgenommen und kann entsprechend auf die Schülerinnen und Schüler wirken. Vom Eingangsturm herab, vor allem aber das Lager abschreitend, erschließen sich die jugendlichen Besucherinnen und Besucher die Ausmaße des früheren Tötungsortes und sammeln dabei Eindrücke, die kein Foto und kein Film vermitteln könnten. „Unfassbar, wie riesig das Gelände ist!“, notiert etwa eine Gruppe.²⁴

²⁴ ASEE A13-001-414, Exkursionsbericht Janusz-Korczak-Gesamtschule Neuss, Februar 2013, S. 3.

GEDENKSTÄTTENBESUCH ALS EMOTIONALE HERAUSFORDERUNG

Die Konfrontation mit dem schier endlos wirkenden Gelände beschäftigt die Jugendlichen nachhaltig.²⁵ Die eigenen Gefühle zu beschreiben, fällt vielen dennoch oder gerade deshalb schwer. In einer längeren Reflexion entschied sich deshalb eine Person für den Begriff der „Fassungslosigkeit“, da dies der einzige Ausdruck sei, der das eigene Empfinden zumindest annähernd beschreibe.²⁶ Hatte schon im Stammlager die Konfrontation mit der historischen Bausubstanz emotionale Momente befördert, so setzt sich dies in Birkenau fort. Gerade weil die Besuchergruppen wissen, wie viele Menschen an diesem Ort ermordet

²⁵ ASEE A15-052-471, Exkursionsbericht Gottfried-Wilhelm-Leibniz-Gesamtschule Duisburg-Nord, Mai 2015, S. 7.

²⁶ ASEE A12-064-441, Exkursionsbericht Max-Planck-Gymnasium Dortmund, Juli 2012, S. 26.

wurden, verspüren sie eine tiefe Verunsicherung. Allein die Frage, wohin bei einem Rundgang die eigenen Schritte gesetzt werden können, ohne die sterblichen Überreste von Menschen zu berühren, stellt die Schulklassen vor eine schier unlösbare Aufgabe.²⁷ Insgesamt ist es vorrangig die emotionale Ebene, die von den Jugendlichen betont wird, wenn sie ihren Aufenthalt beschreiben. Die Eindrücke vor Ort seien unfassbar gewesen, und jede zusätzliche Information zur Geschichte des Ortes Auschwitz-Birkenau sei eine weitere Herausforderung gewesen. Die persönlichen Hinterlassenschaften der Opfer im Stammlager und die mangelhaften Hygienebedingungen, die Kinderbarracke und die Gaskammern in Birkenau bilden die emotionalen Kulminationspunkte während der Reise.

Kognitiv-intellektuelle Zugänge stehen ihnen gegenüber deutlich zurück. Die Aussagen der Schülerinnen und Schüler in ihren Berichten legen nahe, dass diese Ebene der Auseinandersetzung bereits in der Vorbereitung auf die Reise erarbeitet wurde. Kernthema der Klassenfahrten musste deshalb weniger ein deklaratives Wissen über Täter und Opfer oder den Ablauf der Shoah sein. Vielmehr konnten sich die Teilnehmenden einlassen auf eine umfassende Wahrnehmung des historischen Ortes und damit eine Annäherung an die dort verübten Taten. Der Besuch in Auschwitz und Birkenau bestätigte das, was zuvor im Geschichtsunterricht erarbeitet wurde. Das zunächst wohl Unvorstellbare, so lässt sich die Wahrnehmung der Besuchenden zusammenfassen, hat – just am besuchten Ort – tatsächlich stattgefunden.

POTENZIALE DES „LERNORTS AUSCHWITZ“

Kaum ein anderes Ergebnis einer schulischen Unternehmung kann wohl ähnlich wichtig sein wie dieses. Wer die Gedenkstätte Auschwitz-Birkenau besucht hat, erwirbt das Wissen darum, dass die Shoah unzweifelhaft stattgefunden hat. Für die Ausprägung eines demokratischen Geschichtsbewusstseins ist dies eine grundsätzliche und höchst bedeutsame Erkenntnis.

Nun sind Reisen nach Oświęcim mit hohem organisatorischem und finanziellem Aufwand

²⁷ ASEE A15-062-539_a, Exkursionsbericht Clara-Fey-Gymnasium Schleiden, Juni 2015, S. 39.

verbunden – was die Frage nach sich ziehen könnte, ob nicht Gedenkstätten in Deutschland einen ähnlichen Eindruck auf Lernende machen können. Prinzipiell ist das sicher möglich, doch kann aus diesem erhöhten Aufwand durchaus weiteres Potenzial erwachsen: Die jugendlichen Besucherinnen und Besucher lassen sich länger und (hoffentlich) vertiefter auf den historischen Ort ein, und es bleibt nicht nur bei einem oft nur wenige Stunden dauernden Rundgang, sondern die Auseinandersetzung mit der Geschichte erfolgt, mit pädagogischer Begleitung, in mehrtägigen Aufenthalten in Übernachtungs- und Bildungseinrichtungen. Zeitversetzte Gespräche mit Jugendlichen, die mit ihren Schulen an Gedenkstättenfahrten nach Oświęcim teilgenommen haben, bestätigen diesen Eindruck.²⁸

Zugleich bergen Exkursionen über Tausende von Kilometern zu Orten von NS-Verbrechen die Gefahr, das Gedenken damit zu exterritorialisieren. Es könnte der Eindruck entstehen, nur in den weit entfernten Gebieten sei Gewalt verübt worden – und die Schuld für die Taten sei gleichfalls weit entfernt zu verorten. Doch dieser Gefahr kann wirksam begegnet werden. Zu vermitteln, dass die Ursachen für Auschwitz unmittelbar vor der eigenen Haustür lagen, und zu verhindern, dass diese Tatsache durch eine mehr als tausend Kilometer weite Reise buchstäblich räumlich verdrängt wird, ist eine zentrale Aufgabe für die begleitenden Lehrkräfte.²⁹ Wenn es die schulische Situation erlaubt, bietet es sich an, bereits im Vorfeld der Exkursion nach Südpolen eine Gedenkstätte oder einen Erinnerungsort der NS-Verbrechen in der lokalen Lebenswelt der Lernenden zu besuchen. Diese Ergänzung kann aufzeigen, wo die Diktatur der Nationalsozialisten ihren Ursprung hatte – und wie sehr die jeweilige Wohnumgebung der heutigen Schülerinnen und Schüler während der frühen 1930er Jahre mit dem Aufstieg und der Machtsicherung der NSDAP verknüpft war.

Um diese Verzahnung zwischen der lokalen Umgebung und dem Zentrum der Shoah in Auschwitz bewusst zu machen, bietet es sich an,

²⁸ Vgl. Kuchler (Anm. 7), S. 194 ff.

²⁹ Vgl. Astrid Messerschmidt, *Erinnern als Kritik. Politische Bildung in Gegenwartsbeziehungen zum Nationalsozialismus*, in: Benedikt Widmaier/Gerd Steffens (Hrsg.), *Politische Bildung nach Auschwitz. Erinnerungsarbeit und Erinnerungskultur heute*, Schwalbach/Ts. 2015, S. 38–48.

die Biografien von Tätern zum Thema zu machen. Wer aus der Region war Täter in Auschwitz? Wie stellte sich ihr Leben vor 1933 und – wohl noch bedeutsamer – nach 1945 dar? In vielen Schulen ist es üblich geworden, die Erinnerung an die Opfer aus der lokalen Umgebung mit biografischen Zugriffen wachzuhalten, etwa durch Referate über deren Leben, und den Opfern so ein Gesicht zu geben. Genau das sollte auch im Falle der lokalen Täterinnen und Täter passieren. Stellvertretend könnten sie für die „ordinary men“ (Christopher R. Browning) stehen, die den Massenmord überhaupt erst ermöglicht haben. Ein solcher Zugang könnte die Verwurzelung der NS-Bewegung in den Heimatregionen der Schülerinnen und Schüler nachvollziehbar machen. So könnten Personen aus der lokalen Umgebung der Lernenden thematisiert werden, die nicht abstrakte Staatsämter bekleideten, sondern als scheinbar kleine Befehlsempfänger agierten. Neben die gerade bei der Wahrnehmung von NS-Geschichte noch immer dominierende Personalisierung könnte so eine bewusste Personifizierung treten.³⁰

INTERNATIONALITÄT DES GEDENKENS AN DIE SHOAH

Wer sich als Lehrkraft mit seinen Gruppen nach Oświęcim begibt, wird dort rasch mit den Rahmenbedingungen eines touristischen Hotspots konfrontiert. Die strengen Vorgaben für Besuche mit Voranmeldung und Guidebuchung im vormaligen Stammlager fordern nicht nur eine langfristige Planung, sondern machen den Besuch auch inhaltlich schwierig. Zugleich eröffnet die Gedenkstätte Auschwitz-Birkenau zahlreiche Zugänge, die Exkursionen zu Gedenkstätten in Deutschland nicht bieten. Neben der besser erhaltenen Bausubstanz ist dies vor allem die Internationalität des Ortes. Nirgendwo sonst kann man der Vielstimmigkeit des Gedenkens an

die Shoah so gut folgen wie in Auschwitz. Schon seit den 1960er Jahren entstanden dort autonome Länderausstellungen,³¹ die bis heute die Vielfalt der nationalen Geschichtskulturen im Umgang mit dem Holocaust dokumentieren.

Viele Schulen aus Deutschland lassen sich aber auf diese internationale Perspektive nicht ein, sondern verstehen den Aufenthalt in Oświęcim als eine weitere Gelegenheit, deutscher Geschichte zu „begegnen“.³² Doch gerade in der Gedenkstätte des größten Lagers der NS-Zeit ließe sich die Frage nach internationalen Verflechtungen in der Geschichte und nach unterschiedlichen Erinnerungsformen in der Gegenwart hervorragend stellen. Dieses Potenzial bleibt, nimmt man die Erfahrungsberichte der Schulen aus den 2010er Jahren als Grundlage, weitgehend ungenutzt. Bestenfalls besuchen die Gruppen die israelische Ausstellung, die sehr emotional gestaltet ist und in vielen Texten der Schülerinnen und Schüler Erwähnung findet.³³ Hingegen wird selbst die spezifische und oft nicht einfache Geschichtskultur des Gastgeberlandes Polen kaum wahrgenommen. Dass sich die Reisenden in der geschichtspolitischen Umgebung ihres Nachbarlandes befinden, bleibt häufig ausgespart.

Gerade an dieser Sensibilität gegenüber den internationalen Formen des Gedenkens sollten Lehrkräfte ansetzen, wenn sie mit Exkursionen nach Oświęcim reisen. Neben dem historischen Ort, der ganz offenkundig junge Menschen für die Geschichte der Shoah zu interessieren vermag, kann auch die vielschichtige Erinnerung in unterschiedlichen Staaten und Gesellschaften zum Thema werden – ein Gegenstand, der vor allem für die immer diverser zusammengesetzten Lerngruppen ein nicht zu unterschätzendes Potenzial birgt. Nicht nur vor diesem Hintergrund scheinen schulische Exkursionen zum Staatlichen Museum Auschwitz-Birkenau nach wie vor eine sehr „zeitgemäße“ Form der Erinnerung an die Shoah und die NS-Diktatur zu sein.

30 Zur geschichtsdidaktischen Differenzierung zwischen Personalisierung und Personifizierung siehe Michael Sauer, *Geschichte unterrichten. Eine Einführung in die Didaktik und Methodik*, Seelze 2012¹⁰, S. 85ff.

31 Vgl. Jonathan Huener, *Auschwitz, Poland, and the Politics of Commemoration, 1945–1979*, Athen 2003, S. 145ff.

32 ASEE A11-080-465, Exkursionsbericht Gymnasium Voerde, Februar 2011, S. 54.

33 Vgl. etwa ASEE A13-126-595_b, Exkursionsbericht Gymnasium der Stadt Warstein, Februar/März 2014, S. 13.

CHRISTIAN KUCHLER

ist Professor für Didaktik der Geschichte an der Universität Augsburg.

ESSAY

GESCHICHTE, ERINNERUNG UND IDENTITÄT

Piotr M. A. Cywiński

Kurz vor dem 80. Jahrestag der Befreiung des Konzentrations- und Vernichtungslagers Auschwitz-Birkenau am 27. Januar wirft die Zukunft der Erinnerung zahlreiche Fragen auf. Diese hängen vor allem mit dem Wissen um die Unvermeidbarkeit des Generationswechsels zusammen, aber in diesen Tagen auch mit der beunruhigenden Beobachtung der internationalen Situation, die mit immer mehr Fragen über die Zukunft Europas verbunden ist. Gleichzeitig wird – dank der Verschiebung eines Teils des öffentlichen Diskurses in die Welt der sozialen Netzwerke und der damit einhergehenden Dezentralisierung – immer deutlicher, dass Erinnerung ein lebendiges Phänomen ist, das nur in geringem Maße von einem Bildungssystem beeinflusst werden kann. Das Wissen über die tragischsten Ereignisse in der Geschichte Europas bietet sicherlich eine Grundlage und ein Fundament – oder, um es anschaulicher zu formulieren, ein gewisses chronologisches und konzeptionelles Gerüst. Dieses Gerüst wird heutzutage jedoch um viele Bestandteile nichtpädagogischen Ursprungs erweitert.

80 Jahre sind ein ausreichender Zeitraum, um die unterschiedlichen Wege und Entwicklungen der Erinnerung an die Shoah und die schreckliche systematische Entmenschlichung der Opfer in den Ghettos und Konzentrationslagern analysieren zu können. Die wichtigsten Faktoren, die diese Wege beeinflusst haben, scheinen mir die folgenden zu sein: die verstreichenden Jahrzehnte, die durch mehrere Phasen des Nachkriegstraumas gekennzeichnet waren; die Unterschiede zwischen den Generationen; die aufeinanderfolgenden politischen Systeme, die diese Erfahrungen in sehr unterschiedliche Narrative einfließen ließen; und die Verwurzelung des historischen Grundwissens über diese Themen in der breiten Öffentlichkeit. Zu diesem Grundwissen haben schulische Lehrpläne zweifellos beigetragen, aber nicht weniger wichtig war sicherlich der Einfluss von Medienbotschaften und -werken der Massenkultur, von Film, Musik und Büchern.

Zunächst muss man jedoch feststellen, dass Erinnerung nicht dasselbe ist wie historisches Wissen. Diese Erkenntnis scheint mir absolut grundlegend zu sein, um die Diskussion vor der häufig positivistischen – und sehr vereinfachenden und insgesamt naiven – Annahme zu bewahren, dass die im Bildungssystem vermittelten Inhalte ein hinreichendes Mittel gegen das Vergessen seien. Historisches Wissen ist eine Sammlung von Fakten aus der Vergangenheit, die idealerweise in Ursache-Wirkungs-Zusammenhängen miteinander verknüpft werden. In unseren Schulen wird dieses Wissen auf eine Art und Weise vermittelt, die nicht weit vom Physik- oder Geografieunterricht entfernt ist. Erinnerung hingegen ist die heutige, rückblickende Betrachtung der Vergangenheit beziehungsweise das heutige Bewusstsein für sie. Dieses Bewusstsein ergibt sich aus der Notwendigkeit, sich Schlüssel zum Verständnis der Herausforderungen der Gegenwart und zur Gestaltung der Zukunft zu erarbeiten. Historisches Wissen löst keine Traumata aus. Mit Erinnerung ist es anders; sie hat dieses Potenzial.

WISSEN UND ERINNERN

In unseren Bildungssystemen werden die Shoah und die Entmenschlichung der Opfer der Konzentrationslager meist nur im Geschichtsunterricht behandelt. Das ist einigermaßen verständlich angesichts der Tatsache, dass in den 1980er und 1990er Jahren selbst an europäischen Universitäten negationistische Thesen verbreitet wurden, die Völkermord und Shoah leugneten. Die Implementierung einzelner Fakten in eine allgemeine historische Chronologie erschwerte eine solche Leugnung. Doch die Etablierung von Lerninhalten über Antisemitismus oder die Shoah in Schulbüchern und Lehrplänen blieb bei der historischen Perspektive stehen. Es wurden keine weiteren Anstrengungen unternommen, um sicherzustellen, dass diese Er-

innerung und die damit verbundenen Warnungen für die Gegenwart auch in jenen Bereichen des Unterrichts eine Rolle spielen, die enger mit den aktuellen Herausforderungen und menschlichen Entscheidungen verbunden sind. Ich denke hier zum Beispiel an das Fach Gemeinschaftskunde, an den Gesellschafts- und Politikunterricht, an den Unterricht über Massenmedien, an jene Unterrichtseinheiten, die Aspekte der Kulturanthropologie beinhalten, oder auch an Philosophie, Ethik oder Religion. Vertiefte historische Kenntnisse sind in diesen Bereichen gar nicht unbedingt erforderlich – man kann über Methoden der Brandbekämpfung unterrichten, ohne sich auf den römischen Kaiser Nero zu beziehen. Wir würden uns aber in einer ganz anderen gesellschaftlichen Situation befinden, wenn es in diesen Bereichen der Geistes- und Sozialwissenschaften natürliche und programmatische Bezüge zur historischen Erinnerung gäbe.

In dieser Dualität von Wissen und Erinnerung – und angesichts der eingangs erwähnten Faktoren, die die Entwicklung der Erinnerung prägen –, lohnt es sich, über Erinnerungsorte als Räume spezifischer, massenhafter Erfahrungen aufeinanderfolgender Generationen nachzudenken. Solche Orte wurden, mit nur wenigen Ausnahmen, nicht unmittelbar nach dem Krieg errichtet. Betrachtet man die Chronologie der Einrichtung von Gedenkstätten an den Orten der nach der Niederlage des Dritten Reiches aufgegebenen Konzentrations- und Vernichtungslager, so stellt man fest, dass die überwiegende Mehrzahl der Gedenkstätten Mitte der 1960er Jahre entstanden ist. Was geschah in jenem Jahrzehnt, das dazu führte, dass das innovative Konzept der Gedenkstätte in vielen Ländern, in verschiedenen politischen Systemen und de facto in beiden Blöcken der damals geteilten Welt mehr oder weniger gleichzeitig seine Anwendung fand?

Nun, zunächst einmal wuchs eine Generation heran, die sich an den Zweiten Weltkrieg nicht mehr aus eigenem Erleben heraus erinnern konnte – eine Generation, deren Lebenserfahrung sich stark von jener der Kriegsgeneration unterschied. Eltern, die durch den Krieg geprägt waren und oft Spuren ihrer eigenen Verwicklung in die Verbrechen des Krieges in sich trugen, waren oft nicht imstande, mit ihren Kindern über den Krieg zu sprechen. Die neue Generation aber war schon durch ihre unterschiedliche Lebenserfahrung anders. Die Angst vor dem Generationswechsel ließ damals die Frage aufkommen, was die Jüngeren überhaupt über den Krieg wissen könnten. Wo-

ran werden sie sich erinnern, was werden sie verstehen? Die Gedenkstätten schienen eine Antwort auf diese Angst und das Bedürfnis nach Vermittlung zu sein. Während die Debatte über historisches Wissen darauf hinausläuft, einen bestimmten Kanon von faktischen Tatsachen und Zusammenhängen zu etablieren, wird die Evolution der Erinnerung oft von der Angst der älteren Generation angetrieben, dass sie ihre eigenen Erfahrungen nicht an die nächste Generation weitergeben können. Eine ganz ähnliche Angst wirft heute die Frage auf, was geschieht, wenn der letzte Überlebende diese Welt verlassen hat.

Auch die Rolle der Gedenkstätten hat sich im Laufe der Jahrzehnte verändert. Noch Ende der 1940er Jahre hatte Auschwitz in erster Linie die Funktion eines Friedhofs. Dorthin kamen vor allem Angehörige der Ermordeten, um sich über die Bedingungen der letzten Lebensmomente ihrer Lieben zu informieren, eine Kerze anzuzünden oder einen Blumenstrauß niederzulegen. Mit der Zeit nahm die museale Funktion zu, eine erzählerische Funktion, die darauf abzielte, diese Geschichte all jenen zu vermitteln, die ihr Wissen nicht von den nächsten Angehörigen erhielten. Allmählich wurde auch die Denkmalfunktion wichtiger, was zum Bau der Internationalen Gedenkstätte Birkenau führte – exakt am Ende der 1960er Jahre, als die erste Nachkriegsgeneration heranwuchs. Dies schuf einen natürlichen Raum für politische Formen des Erinnerns und für zunehmend formalisierte Gesten des Gedenkens. Erst mit der Zeit trat die Bildungsfunktion in den Vordergrund, die nach dem Fall des Kommunismus und der Öffnung der Grenzen weltweit zu voller Blüte kam.

GEDENKSTÄTTEN IM WANDEL

Doch von Anfang an ist die beschriebene generationelle Unruhe in die Erfahrung jeder Gedenkstätte eingeschrieben. Denn diese Orte leben nicht so sehr vom historischen Wissen, sondern gerade von der Erinnerung. Es ist kein Zufall, dass keine dieser Gedenkstätten unter Mitwirkung oder maßgeblicher Beteiligung irgendeines Bildungsministeriums geschaffen wurde; in den Lehrplänen der Schulen wurde ihre Existenz erst lange nach ihrer Entstehung berücksichtigt. Die Gedenkstätten entstanden in der Regel durch Initiativen der Überlebenden und verschiedener lokaler Gruppen und Vereinigungen und erhielten erst später allmählich die Unterstützung staatlicher Stellen. In ihrer DNA



Gepäckstücke von Lagerinsassen in der Ausstellung der Gedenkstätte Auschwitz-Birkenau

Foto: Gedenkstätte und Museum Auschwitz-Birkenau

sind sie daher eine Emanation der Generationenangst und der Mobilisierung der Zivilgesellschaft. Dies sind viel natürlichere, anthropozentrischere und auch unpolitischere Faktoren, als Bildungsprogramme jemals aufweisen können. Aber was genau sind diese Gedenkstätten nun heute?

Das historische Wissen über die Shoah hat in den meisten Ländern des (breit verstandenen) Westens Eingang in die Lehrpläne gefunden. Aber wie gesagt: Das ist nicht dasselbe wie eine Verankerung der Erinnerung. Damit eine solche Verankerung geschieht, müsste die Erinnerung auch in Bildungsbereichen eine Rolle spielen, die viel stärker mit den heutigen menschlichen Entscheidungen zusammenhängen. Da dies aber meist nicht der Fall ist, ist es zur Aufgabe der Gedenkstätten geworden, diese Funktion zu übernehmen. Die Erfahrung eines solchen Ortes für die Person, die ihm begegnet, ist meines Erachtens nur mit einer aus der Religionssoziologie bekannten Kategorie vergleichbar: dem Übergangsritus (Französisch: „rite de passage“). Denn die Hoffnung, die in jeden Besuch gesteckt wird, ist initiatorischer Natur: Man hofft, dass diejenigen, die einen solchen markierten Ort durchqueren, sich der Erinnerung, die in einer kon-

kreten, authentischen Landschaft eingebettet ist, bewusst werden und sich mit ihr auseinandersetzen. Man hofft, dass diese Personen ein wenig verändert, ein wenig anders, sensibler oder sogar bewusster aus dieser Begegnung hervorgehen. Denn dies ist in jeder Kultur, von der archaischesten an, die Hauptfunktion eines Übergangsritus, sei er religiös oder gesellschaftlich.

Die Frage nach der Erinnerung – die, wie wir gesehen haben, von grundlegender Bedeutung für die Entstehung von Gedenkstätten war –, ist also auch Teil der DNA dieser Institutionen. Erinnerung ist definitiv mit den heutigen Urteilen, Entscheidungen und menschlichen Handlungen verbunden. Sie kann sich nicht auf eine empathische Betrachtung der Vergangenheit beschränken, sondern sie ist eine Art Schlüssel für das Heute und für das Morgen. Es ist ein bisschen so wie bei einem Kind: Wenn es sich einmal beim Spielen mit Streichhölzern verbrannt hat, wird es diese in Zukunft meiden, lange bevor eine Geschichtsstunde ihm den Kaiser Nero vor Augen führt. Hier entsteht diese besondere Beziehung zwischen zwei Begriffen, die sehr nahe beieinander liegen und sich sogar ergänzen: Erinnerung und Erfahrung. Und das



Selektionsrampe in Auschwitz-Birkenau

Foto: Gedenkstätte und Museum Auschwitz-Birkenau

wirft unvermeidlich eine weitere Frage auf: die nach dem Verhältnis von Erinnerung und Identität.

IDENTITÄTSFRAGEN

Verstanden als Schlüssel zum Begreifen der Gegenwart und für Projektionen über die Zukunft – über zukünftige Entwicklungen und über die individuelle und kollektive Verantwortung für diese Zukunft –, sollte Erinnerung ein wichtiger Identitätsfaktor sein. In der jüdischen Welt ist unbestritten, dass die Erfahrung der Shoah zu einem wichtigen Bestandteil der kollektiven Nachkriegsidentität geworden ist. Nicht zuletzt der Terrorangriff der Hamas auf die Zivilbevölkerung in Israel am 7. Oktober 2023 hat dies sehr deutlich gezeigt. Wir müssen jedoch das Gesamtbild betrachten: Die Shoah ist nicht nur ein Drama der Jüdinnen und Juden, sondern, und vielleicht vor allem, ein Problem des gesamten Europas. Denn in der westlichen Welt, in unseren westlichen Demokratien, hat man immer noch den Eindruck, dass – auch wenn das historische Wissen über den Völkermord den Nebel des Relativismus und der Negation durchbrochen hat – weder die Shoah noch die anderen zivilen Dramen

aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs für viele Europäer (oder auch Amerikaner) ein Identitätsfaktor sind, ein eindeutiger Bezugspunkt bei der Analyse der Zeit, in der wir leben. Die Frage nach der Zukunft der Erinnerung ist eng mit der Frage nach der Zukunft unserer Identität verbunden.

So gesehen ist es nicht verwunderlich, dass die enormen Anstrengungen der Nachkriegszeit – zur Schaffung eines gemeinschaftlichen Europas, zur Entwicklung einer auf Dialog basierenden Haltung, zur Bekämpfung von Hass und Fremdenfeindlichkeit, zum Ausbau des Völkerrechts, zur Entwicklung eines Konzepts zur Ahndung von Verbrechen gegen die Menschlichkeit und des Völkermords, zur Schaffung einer Organisation für globale Sicherheit und Gerechtigkeit – heute zunehmend infrage gestellt und von den nachfolgenden Generationen immer weniger verstanden werden. Dass im Zeitalter der Medienrevolutionen und des aufsteigenden Populismus auch antisemitische, extremistische und fremdenfeindliche Narrative wieder auf dem Vormarsch sind, die häufig mit hasserfüllter Sprache verbreitet werden, hat nicht zuletzt damit zu tun, dass die Werte, auf denen die Nachkriegszeit aufbau-

te, auf einem Boden entstanden sind, der nicht als fester Bestandteil unserer heutigen Identität verstanden wird – einer Identität, die sich über Generationen hinweg entwickelt.

Das heutige Europa kann nicht objektiv verstanden werden, ohne sich des Dramas der zivilen Opfer des Zweiten Weltkriegs – der Juden, aber nicht nur der Juden – grundlegend bewusst zu werden. Die gesamten Nachkriegsbemühungen um Versöhnung, Humanismus, Dialog und die Suche nach Wegen der Zusammenarbeit und Gegenseitigkeit sollten einen Kontrapunkt setzen zu dem ungeheuren Ausmaß an Entmenschlichung und Zerstörung, das vom nationalsozialistischen Deutschland in Gang gesetzt wurde. Genau hier zeigt sich die Kluft zwischen historischem Wissen und Erinnern sehr deutlich: Denn natürlich kann man bis ins Detail wissen, was geschehen ist – und trotzdem kann der Einfluss der Vergangenheit auf die eigene Einschätzung sowohl der Welt als auch der eigenen Herausforderungen und Leistungen, Haltungen und Entscheidungen mehr und mehr abnehmen.

Vor diesem Hintergrund kommt erinnerungspolitischen Gesten eine wichtige Rolle zu – insbesondere in einer Zeit, in der die Mächtigen wieder von ideologisch motivierten Gruppen umworben werden, die den Vorrang der Demokratie, der Menschenrechte oder der individuellen Grundfreiheiten bestreiten. Dies bedeutet jedoch nicht, dass Erinnerung vereinnahmt oder politisiert werden sollte. Dies wäre nicht nur unklug oder moralisch verwerflich, es wäre vor allem ineffektiv. Ein erinnerungspolitischer Akt kann sich nur vor dieser Erinnerung verbeugen, wenn er von einem breiteren Publikum als mit der eigenen Erfahrung übereinstimmend verstanden werden kann. In jeder Kulturlandung – und dazu gehört auch eine politische Geste an einem Denkmal oder einem authentischen Ort des Verbrechens – gibt es Dinge, die gesagt, Dinge, die getan, und Dinge, die gezeigt werden. Politisch Handelnde müssen jedoch wissen, dass dies auch bedeutet, dass es Dinge gibt, die *nicht* gesagt, *nicht* getan und *nicht* gezeigt werden. Es ist eine Sache, sich vor der Erinnerung zu verneigen – und eine ganz andere, Erinnerung als Tribüne zu instrumentalisieren. Letzteres ist eine Misshandlung der Opfer und wird immer als widersprüchlich zur Erinnerung, zur Erfahrung oder sogar zur Identität der Zuschauenden empfunden werden.

Dabei ist auch zu bedenken, dass der beschriebene Übergangsritus immer eine persönliche Erfahrung ist. Diese Erfahrung ist sehr viel

stärker als die intellektuelle Akzeptanz einer politischen These, die zum Beispiel in einer Rede vorgetragen wird. Jeder, der durch Auschwitz gegangen ist, erinnert sich an die Berge von Schuhen oder Koffern und an den Schornsteinwald hinter den Baracken in Birkenau. Und er erinnert sich an seine eigenen Emotionen, manchmal sogar an ein bedrohliches Gefühl der Hilflosigkeit.

Manchmal werde ich gefragt, ob die Gedenkstätte in Auschwitz im Versöhnungsprozess eine Rolle spielt. Meine Antwort, mit einer großen Portion Skepsis vorgetragen, lautet: ja und nein. Ja, wenn sie den Menschen zu verstehen hilft, dass die Erfahrung des eigenen Übergangsritus ein Identitätsfaktor sein kann, auf dessen Grundlage wir die Notwendigkeit und den Wert von Gemeinschaft erkennen. Nein, wenn der Versöhnungsprozess ausschließlich auf einem programmatischen, pädagogischen oder erzieherischen Automatismus beruht. Denn es ist die menschliche Erfahrung der Erinnerung, die das Wesentliche des eigenen, individuellen Übergangsritus und seiner Folgen ausmacht. Letztlich geht jeder, selbst in der Menge der Besucher, in seiner eigenen Einsamkeit durch Auschwitz. In ihr wird er oder sie nicht so sehr mit der Welt, sondern vielmehr mit sich selbst konfrontiert. Kann daraus irgendeine gemeinschaftliche Botschaft entstehen?

In der Tat muss die europäische Identität von uns heutigen Europäern besser verstanden werden. Aber dazu müssen wir unsere Wurzeln besser verstehen, die in der Erinnerung verankert sind. Anders gesagt: Erinnerung sollte nicht nur durch das Prisma des historischen Wissens gesehen, sondern in einem viel tieferen Sinne mit der Gegenwart und der eigenen Identität verwoben werden. Für die Erinnerung selbst ist dies heilsam, da sich Identitäten viel langsamer entwickeln als wechselnde politische Narrative. Für die Identität wiederum kann auch Erinnerung eine zentrale Rolle spielen, wenn es darum geht, ihre gemeinschaftsbildende Multidimensionalität zu vereinen, um sich so – ohne die Besonderheiten der kulturellen Unterschiede zu verwischen – gemeinsam den Herausforderungen der Gegenwart zu stellen.

Wenn Erinnerung eine Chance haben soll, ihren Platz in unserer Identität zu finden, muss sie zweifelsohne entpolitisiert werden. Dies ist eine *conditio sine qua non*. Denn Erinnerung, wie auch immer man sie betrachtet, ist immer polyphon. Jede Gemeinschaft, jede Kultur, jede Generation entwickelt in gewisser Weise ihre eigene Erinnerung. Sie hat ihr eigenes, unbestreitbares Recht darauf. Sie

hat ihre eigenen Bezugspunkte, ihre eigenen kulturellen und sprachlichen Codes, und sie kämpft mit den Herausforderungen ihrer eigenen Gruppe oder, genauer gesagt, ihrer Generation. Voraussetzung für eine gut verstandene Polyphonie ist aber ihre Übereinstimmung mit den historischen Fakten. Ein zugespitztes Beispiel für eine schwierige, aber vielstimmige Erinnerung ist die angesprochene Situation an der Generationenschwelle, als die erste Nachkriegsgeneration erwachsen wurde: Die Veteranen der Landung in der Normandie hatten keine gemeinsame Erinnerungssprache mit ihren Kindern, die nach Woodstock fuhren. Aber beide waren durch Friedensideale motiviert, auch wenn diese in der Zeit des Vietnamkriegs auf unterschiedliche Weise zum Ausdruck kamen.

Nun sollte man nicht denken, dass Erinnerung analog zum Staffelstab bei einem Staffellauf als Ganze weitergegeben werden kann. Man kann nur dabei helfen und unterstützen, dass sie in der anderen Person, in der Gemeinschaft, in der nächsten Generation aufkeimt. Fragen können und sollten aufgeworfen werden, aber es sind die Empfänger, individuell oder kollektiv, die versuchen müssen, ihre eigenen Antworten zu finden. Wenn Politik den Erinnerungsdiskurs vereinnahmt, indem sie nur eine einzige Erzählung vorschlägt, die notwendigerweise eng gefasst ist und ideologisch meist mit den aktuellen Bedürfnissen einer Partei übereinstimmt, macht sie es unmöglich, ein Identitätselement jenseits der Grenzen ihrer Kernwählerschaft aufzubauen. Diese bizarre Vorliebe mancher politischer Akteure, sich vor allem zu Geschichte und Erinnerung zu äußern, andere relevante Wissensbereiche und Themengebiete aber zu vernachlässigen, kommt überall und ständig zum Vorschein.

Da Erinnerung eine Quasi-Erfahrungsform ist und durchaus identitätsstiftende Kraft besitzt, muss zur Vervollständigung des Bildes noch auf das Verhältnis von Erinnerung und Verantwortung hingewiesen werden: Das Merkmal der Erinnerung, das sie so sehr von jeder anderen Form des historischen Wissens unterscheidet, ist ihre Intentionalität im Raum der Verantwortung. Nur wer Erinnerung *lebt*, kann verantwortlich sein. Für Gedenkstätten bedeutet dieses Verhältnis noch immer eine gewisse Herausforderung. Zu sehr war und ist man darum bemüht, Faktenwissen zu vermitteln und ein nobles Gefühl der Empathie zu wecken – und noch zu wenig darum, grundlegende Fragen über uns selbst einzubetten. Reife Erinnerung ist eine Frage in Bezug auf mich selbst, meine Urteile, meine Haltun-

gen und meine Lebensentscheidungen. Die Erinnerung gehört so lange mir und ist so lange lebendig, wie sie eine Quelle meiner eigenen moralischen Bedenken bleibt und sich auf meine Lebensentscheidungen überträgt. Nur dann kann man davon ausgehen, dass die Erfahrung des Eintauchens in einen Erinnerungsort zu einem wirklichen Übergangsritus werden kann.

PERSPEKTIVEN

Die so skizzierten Aufgaben und Perspektiven der Gedenkstätten fordern uns auf, uns auf das Wesentliche dieser Einrichtungen mit ihrer ganz besonderen Rolle und Bestimmung zu besinnen. Haben Gedenkstätten heute die Chance, Erinnerung mit Erfahrung, Identität und Verantwortung zu verbinden? Ich glaube schon. Denn in ihrer DNA, in den Grundlagen der Entstehung, Entwicklung und Arbeit dieser Einrichtungen sind fünf Prinzipien untrennbar festgeschrieben: die ständige Beobachtung des Zeit- und Generationenwandels; die besondere Beachtung der Nicht-Politisierung; die Nähe zu den Sensibilitäten der Zivilgesellschaft; die Anerkennung der natürlichen Polyphonie der Erinnerung; und auch die Arbeit zur Förderung der Reflexion über die eigenen moralischen Sorgen.

Vielen mag dies in der heutigen Zeit und angesichts der Bedrohungen, denen wir uns gegenübersehen, nicht ausreichend erscheinen. Das mag sein. Aber es gibt keine goldenen, wundersamen oder gar magischen Lösungen für Identitätsfragen. Was vielleicht eine nachhaltige Rolle spielen kann, ist die skizzierte Einbindung der Erinnerung in die Identität beziehungsweise der Aufbau von Identität auf Basis von Erinnerung. Erst dann werden wir in der Lage sein, nicht über die Aussicht auf kommende Etats oder Änderungen in den Lehrplänen zu sprechen, sondern wirklich ein Gespräch über die Beständigkeit grundlegender Werte über ganze Generationen hinweg zu beginnen. Identität währt länger als jeder Lehrplan und jedes politische Programm.

Aus dem Polnischen von Karolina Golimowska, Berlin

PIOTR M. A. CYWIŃSKI

ist promovierter Historiker, Mitbegründer und Präsident der Stiftung Auschwitz-Birkenau und seit 2006 Direktor der Gedenkstätte und des Museums Auschwitz-Birkenau.

HOLOCAUST IN HÖCHSTER AUFLÖSUNG

Über den Umgang mit Zeugenschaft

Axel Doßmann

„Wie können wir an die NS-Zeit erinnern, wenn die Zeitzeugen aussterben?“, fragte im Frühjahr 2021 die „Zeit“ – und gab im Haupttitel des Beitrags, die „digitale Erinnerungskultur“ fest im Blick, selbst die Antwort: mithilfe von „Hologrammen, die vom Holocaust berichten“.⁰¹ In anderen Schlagzeilen der vergangenen Jahre – „Wie geht Erinnern ohne Zeitzeugen?“, „Wie sieht die Erinnerungsarbeit der Zukunft aus?“ – wurden ganz ähnliche Fragen gestellt, und auch die Antworten waren oft sehr ähnlich.⁰²

Was hier exemplarisch deutlich wird, ist eine bestimmte Vorstellung von der besonderen Spezies „Zeitzeuge“. Welche Zeit bezeugt wird, ist für das Publikum sofort klar: Es geht um den Nationalsozialismus und seine Opfer – und nicht etwa um deutsche Groß- und Urgroßeltern, die vielleicht mitgemacht und vom System profitiert hatten. Zeitzeuge zu sein verleiht Autorität und Aura, ist eine Form der Nobilitierung; viele von ihnen sind an ihrem Lebensabend unverhofft, manche auch ungewollt, zu Personen des öffentlichen Lebens geworden. Von diesen Menschen scheint die Zukunft von „Auschwitz“ maßgeblich abzuhängen. Damit sie nicht „aussterben“, wird neueste Technologie bemüht, mit der rasch noch digitale Videos in höchstmöglicher Auflösung für die virtuelle Realität der Holocaust Education erstellt werden.

Auffallend ist die Selbstverständlichkeit, mit der in diesem Zusammenhang von „Erinnerung“ die Rede ist. Weite Teile der Gesellschaft vermögen sich den Umgang mit NS-Geschichte 80 Jahre später offenbar nur noch in diesem Modus vorzustellen – obschon ja klar ist, dass sich fast niemand mehr persönlich an die NS-Zeit erinnern kann.⁰³ Die eingangs zitierten Medienbeiträge jedenfalls berichten ohne Umschweife über neue „Vermittlungsformate“ für die Zukunft „ohne Zeitzeugen“. Demnach wird in dieser neuen Welt der Holocaust emotional, authentisch, interaktiv und vor allem immersiv „erinnert“ werden. Der Holocaust

soll auf diese Weise „lebendig“ und nicht zuletzt „leicht zugänglich“ bleiben. Denn Hauptzielgruppe ist „die Jugend“, die die Avatar-Zeuginnen und -zeugen im „interaktiven Dialog“ duzen darf. Und die Erwachsenen? Die wissen schon Bescheid.

ZEITZEUGENGESPRÄCHE, ANALOG

Etwa 2012 begann die von Steven Spielberg gegründete Shoah Foundation damit, auf das verstärkte diskursive Bedürfnis nach Authentizität, Emotionalität und „Connectivity“ zu reagieren.⁰⁴ Sie experimentierte mit Prototypen für „New Dimensions in Testimony“: Die Antworten von Überlebenden auf Tausende Fragen wurden als Videoclips in anthropomorphe Frage-Antwort-Systeme überführt. Spracherkennungssoftware, Algorithmen und Lichtprojektionen erlauben es Userinnen und Usern, diesen 2D- oder 3D-Repräsentationen von Überlebenden eigene Fragen zu stellen und realitätsähnliche Reaktionen und Antworten zu erhalten, die sich aus dem Pool der gespeicherten Antworten speisen. Ziel ist es, das Format „Zeitzeugengespräch“ in die Zeit nach dem Tod der leibhaftigen Zeitzeugen zu verlängern.⁰⁵

Hier lohnt ein kurzer Rückblick auf die westdeutsche Vorgeschichte. Denn die Klage über das Sterben der letzten Zeitzeugen ist heute zwar besonders prononciert, doch es gibt sie seit 40 Jahren. Und immer schon war das Bedauern verbunden mit dem Aufruf zu höchster Eile: Sammelt „Tonbandaufzeichnungen von Interviews“, weil „die Zeit-Zeugen weniger werden“, hieß es bereits Anfang der 1980er Jahre.⁰⁶ Mithilfe einer „Dia-Tonschau“ sollten in Wanderausstellungen sinnlich-emotionale Dimensionen stärker angesprochen werden.⁰⁷ Initiativen zur regionalen Erforschung und Sichtbarmachung „vergessener Lager“ wandten sich mit Empathie an die Opfer der NS-Verfolgung – und zwar im Widerspruch zur Mehrheitsgesellschaft, die Verjährung und Schlussstriche forderte, obschon rechte Gewalt

und rechtsextremer Terror ungebrochen alt-neue Ängste hervorriefen.

Ein wichtiges Motiv für „Zeitzeugengespräche“ waren auch frustrierende Erfahrungen vieler Lehrender, die von Desinteresse und Langeweile beim Thema Nationalsozialismus in der Schule berichteten. Im Unterricht standen allzu oft monströse Massenmörder und abstrakte Sachfragen im Vordergrund, nicht aber die „Schmerzen und Leiden der Menschen“.⁰⁸ In dieser Situation wurden Personen interessant, die vom Faschismus erzählen konnten – Nachbarinnen und Nachbarn, die sich tatsächlich aus eigenem Erleben erinnern konnten *und* wollten. Später wurden Alltagserfahrungen der Arbeiterklasse im „Dritten Reich“ zum Gegenstand lokalhistorischer Projekte der Oral History. Ab Ende der 1980er Jahre führte wechselseitige Neugier zu Annäherungen und auch zu Einladungen von Jüdinnen und Juden in Schulklassen.

GEGENSEITIGE ÜBERFORDERUNG

Auch der Frankfurter Pädagoge Gottfried Kößler musste Mitte der 1990er Jahre allerdings beobachten, dass sich zwischen Gästen mit Verfolgungs-

erfahrungen im Nationalsozialismus und Jugendlichen mitunter keine Beziehung entwickelte oder sogar starke Abwehrhaltungen entstanden, und das auf beiden Seiten. Lehrende sollten sich zwar weder „mit dem Opfer identifizieren“ dürfen noch „sich zu dessen Anwalt machen“, doch im Bemühen, ihre betagten Gäste vor Verletzung der Kommunikation zu bewahren und sie bei der „Arbeit an der Erinnerung“ zu unterstützen, gerieten Pädagogen in die Rolle von Therapeuten, was erneut als Überforderung erlebt wurde.⁰⁹

Kößler verstand den „Zeitzeugen“ zunächst zwar als einen Menschen mit „Eigenschaften, die ihn zum geeigneten Unterrichtsmedium machen“. Allerdings stellte sich rasch heraus, dass diese „alten Herrschaften“ – „Zeitzeugen aus dem Widerstand“, Jüdinnen und Juden – bei ihren Auftritten nicht berechenbar waren. Vor allem bewiesen sie „ein ausgeprägtes Sendungsbewusstsein“, wie Kößler berichtet. Ihr ganzes Sein war vom Anspruch getragen, „durch den Einsatz ihrer Geschichte einen neuen Nationalsozialismus zu verhindern“. Je größer dieser selbst geschaffene Erfolgsdruck war, desto appellativer gerieten die Botschaften an die Schülerinnen und Schüler.¹⁰

Solche behelenden Gesten einer von Lebens- und Leidenserfahrung gespeisten Autorität waren nicht nur eine „didaktisch sehr problematische Situation“, sondern auch Sinngebung. Sinngebung aber stand im Widerspruch zur „zentralen Aufgabe der pädagogischen Arbeit mit dem Thema Shoah“, die Kößler aus Dan Diners These vom „Zivilisationsbruch“ ableitete: „Auschwitz ist ein Niemandsland des Verstehens, ein schwarzer Kasten des Erklärens.“¹¹

01 Anna Heidelberg-Stein, Wenn Hologramme vom Holocaust berichten, 2. 2. 2021, www.zeit.de/hamburg/2021-02/holocaust-erinnerungskultur-nationalsozialismus-hologramme-zeitzeugen.

02 Siehe zum Beispiel Simon Berninger, Wie geht Erinnern ohne Zeitzeugen?, 30. 3. 2024, www.br.de/radio/bayern2/sendungen/nahaufnahme/gedenken-an-den-holocaust-wie-geht-erinnern-ohne-zeitzeugen-100.html; Axel John, Wie sieht die Erinnerungsbearbeitung der Zukunft aus?, 9. 11. 2023, www.tagesschau.de/inland/mittendrin/erinnerungskultur-zeitzeugen-100.html.

03 Vgl. zur Kritik der Erinnerungskultur u. a. Ulrike Jureit, Womit wir alle nicht fertig werden. Wandlungsprozesse im Gedenken an den Holocaust, in: Magnus Brechtken (Hrsg.), *Aufarbeitung des Nationalsozialismus. Ein Kompendium*, Göttingen 2021, S. 171–190; Volkhard Knigge (Hrsg.), *Jenseits der Erinnerung – Verbrechensgeschichte begreifen. Impulse für die kritische Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus nach dem Ende der Zeitgenossenschaft*, Göttingen 2022.

04 Siehe <https://sfi.usc.edu/dit>.

05 Vgl. zur Kritik Micha Brumlik, Hologramm und Holocaust. Wie die Opfer der Shoah zu Untoten werden, in: Meike Sophia Baader/Tatjana Freytag (Hrsg.), *Erinnerungskulturen. Eine pädagogische und bildungspolitische Herausforderung*, Weimar 2015, S. 19–30; Amit Pinchevski, *Transmitted Wounds. Media and the Mediation of Trauma*, New York 2019, S. 87–111; Axel Doßmann, *Unsterbliche Zeugen. Holographische 3D-Projektionen als Symptom einer Krise*, in: *Einsicht* 2019. Bulletin des Fritz Bauer Instituts, S. 68–77, www.fritz-bauer-institut.de/fileadmin/editorial/publikationen/einsicht/Einsicht-2019_Einzelseiten.pdf.

06 Christoph Heubner, Jede Arbeit braucht ihre Zeit, wir aber haben uns zu beeilen!, in: Detlef Garbe (Hrsg.), *Die vergessenen KZs? Gedenkstätten für die Opfer des NS-Terrors in der Bundesrepublik, Bornheim-Merten 1983*, S. 199–203, hier S. 201.

07 Vgl. Werner Boldt et al., *Emslandlager – Zur „Kriegsgräberstätte“, zum Bundeswehrdepot, zur Justizvollzugsanstalt, zum Kartoffelacker ...*, in: Garbe (Anm. 6), S. 69–92.

08 Detlef Garbe, Einleitung, in: ders. (Anm. 6), S. 23–35, hier S. 29f.

09 Gottfried Kößler, *Die Opfer berichten. Zeitzeugen im Unterricht*, in: Thomas Lange (Hrsg.), *Judentum und jüdische Geschichte im Schulunterricht nach 1945. Bestandsaufnahmen, Erfahrungen und Analysen aus Deutschland, Österreich, Frankreich und Israel*, Wien u. a. 1994, S. 331–336, hier S. 332f.

10 Ebd., S. 333.

11 Zit. nach ebd., S. 335f. Dan Diner betont mit dem Begriff des „Zivilisationsbruchs“ das Töten ohne Zweck im Holocaust, die Vernichtung um der Vernichtung willen, jenseits von Vernunft und Zweckrationalität.

Kößler selbst zog hieraus zwei Konsequenzen. Erstens verlangte er, das Widersprüchliche und Veränderbare im Erzählen des bezeugenden Subjekts als „wichtigste Lehre“ genau wahrzunehmen und anzuerkennen. Seine zweite Schlussfolgerung war, nach dem Besuch der Zeitzeugen „zwischen Information und Erinnerung“ unterscheiden zu lernen. Angesichts seiner großen Zweifel, ob „die Gratwanderung im alltäglichen Unterricht zu bewerkstelligen“ sei, plädierte er „nicht zuletzt im Interesse der Zeitzeugen (...) für das Video-Interview“.¹²

Die Historikerin Dorothee Wierling gibt darüber hinaus zu bedenken, dass der unmittelbare öffentliche Austausch mit Zeitzeuginnen und Zeitzeugen selten „über Ehrfurcht, Scheu, Identifikation und im Extrem Überwältigung“ hinausgeht. „Das ist aber nicht die Haltung, aus der ein Geschichtsbewusstsein entsteht, bei dem Empathie mit Distanz verbunden wird und das historische Subjekt ‚Zeitzeuge‘ auch kritisch befragt werden kann.“¹³ Solche Erfahrungen und Einsichten, nicht zuletzt in der sich professionalisierenden Gedenkstättenarbeit in den 1990er Jahren, haben mit dazu geführt, dass nur noch wenige Schülerinnen und Schüler Überlebende des NS persönlich erlebt haben. Dennoch wird die baldige Unmöglichkeit von „Zeitzeugengesprächen“ beinahe als ein Ende jeder Chance auf Aufklärung dramatisiert; zugleich droht Zeugenschaft dabei auf emotionale Triggerfunktionen, Schuldentlastung und Verantwortungsübergabe reduziert zu werden.

Die öffentlichen, häufig aufgeregten Fragen zur Zukunft des Lernens in Bezug auf die Geschichte des Nationalsozialismus lassen verbreitete, jedoch gleichwohl irriige Vorstellungen von guter Pädagogik erkennen. Das Missverhältnis „zwischen dem Topos vom Abschied der Zeitzeugen und der Realität ist selbst ein Symptom“ – ein Symptom für die Unverbundenheit von populären Vorstellungen von „Erinnerung“ und didaktisch reflektierter sowie geschichtswissenschaftlich fundierter Bildungsarbeit.¹⁴

12 Kößler (Anm. 9), S. 336.

13 Dorothee Wierling, *Zeitgeschichte ohne Zeitzeugen. Vom kommunikativen zum kulturellen Gedächtnis – drei Geschichten und zwölf Thesen*, in: BIOS 1/2008, S. 28–36, hier S. 34 ff.

14 Volkhard Knigge, *Verbrechensgeschichte begreifen*, in: Tim Schanetzky et al. (Hrsg.), *Demokratisierung der Deutschen. Errungenschaften und Anfechtungen eines Projekts*, Göttingen 2020, S. 395–403, hier S. 396.

ZERSPLITTERUNG

Weil die Lebenszeit auch der jüngsten unter den Überlebenden ihrem Ende zugeht, steigen die gesellschaftlichen Erwartungen an sie als authentische Autoritäten mit moralischen Botschaften, als auratisch aufgeladene, leibhaftige Beweise für den Holocaust und andere nationalsozialistische Verbrechen.¹⁵ Zugleich nimmt die vor 25 Jahren bereits kritisierte „Zersplitterung der Zeugnisse in positivistische Einzeldaten“¹⁶ durch TV-Dokus und Lerntools ihren Fortgang. Durch Ansprüche auf interaktive Vermittlungsformate gewinnt sie neue Dimensionen.

Verstärkt durch Künstliche „Intelligenz“ (KI) wird der Zugriff auf die großen US-amerikanischen Archive mit videografierten „Holocaust Testimonies“ enorm dynamisiert. Die Historikerin Alina Bothe, eine Expertin für digitale Quellenkritik, plädiert bereits für eine Datenbank, in der möglichst alle etwa 100 000 Interviews mit Shoah-Überlebenden weltweit gesammelt werden sollten, damit „eine Bündelung der Inhalte“ und ihre Aufbereitung leichter wird. „Es ist gut vorstellbar“, so Bothe, die KI zum Beispiel „mit den 52 000 Interviews der USC Shoah Foundation arbeiten zu lassen. Die KI wird daraus Personae generieren können, mit denen man dann Gespräche führen kann.“¹⁷

Jedoch: Werden die Nachfahren der Überlebenden vorher dazu befragt? Wer schützt ihre und die Rechte Dritter? Welche Botschaften werden die Personae dem Publikum ans Herz legen? Wird es für Eilige auch „Kurzversionen“ geben? All das sind drängende Fragen, denn was einst als Interview dialogisch entstand, unter jeweils sehr spezifischen Prämissen, Erwartungen und Umständen, droht

15 Vgl. Daniel Schuch, *Ambivalente Erwartungen an Zeitzeug*innen: Wissensquellen, Beweismittel und Heilsversprechen*, in: Anika Reichwald et al. (Hrsg.), *Ende der Zeitzeugenschaft? Vom Umgang mit Zeugnissen von Überlebenden der NS-Verfolgung*, Göttingen 2024, S. 56–73.

16 Sigrid Weigel, *Zeugnis und Zeugenschaft. Klage und Anklage. Zur Geste des Bezeugens in der Differenz von identity politics, juristischem und historiographischem Diskurs*, in: Einstein Forum (Hrsg.), *Zeugnis und Zeugenschaft*, Berlin 2000, S. 111–135, hier S. 128.

17 Alina Bothe, *Zeitzeugen, KI und VR. Die Potenziale von digitalem Holocaust-Gedenken. Gespräch mit Michael Borgers*, 18. 6. 2024, www.deutschlandfunk.de/margot-friedlaender-vogue-holocaust-gedenken-100.html. Vgl. auch dies./Wolf Gruner, *Grenzen und Möglichkeiten: Digitale Shoah-Interviewarchive im Vergleich*, in: *Zeithistorische Portale und digitale Sammlungen. Zu den Herausforderungen historischer Erkenntnis durch die Digital Humanities*, <https://dhnsportal.hypotheses.org/538>.

im Verlangen nach „kollektivem Gedächtnis“, nach auswertbarer Essenz und Identität seine Konturen und Substanz zu verlieren. Digitale Segmentierung und Indexierung lädt zum Surfen durch Archive ein, es fördert potenziell aber auch Konsumhaltung, Voyeurismus und die „Selbstbespiegelung der Gefühle“.¹⁸ Nicht zuletzt ist mit dem Schriftsteller Imre Kertész, der Auschwitz und Buchenwald überlebte, zu fragen, wie vermieden werden kann, dass die Konfrontation mit Auschwitz als menschengemachte „Welterfahrung“ nicht immer weiter in moralisch-politische Rituale und tagespolitische Instrumentalisierungen abgeleitet, die im Ergebnis den „Holocaust den Menschen entfremdet“.¹⁹

FRAG NICHT DEIN GESCHICHTSBUCH

„Frag nicht dein Geschichtsbuch. Frag Kurt und Inge!“ Mit dieser Aufforderung lockt das Deutsche Exilarchiv 1933–1945 der Deutschen Nationalbibliothek in die Ausstellung „Frag nach!“²⁰ Schulklassen der Stufen 9 bis 13 (aber auch andere Gruppen) können in den Ausstellungsräumen in Frankfurt am Main unter Aufsicht Fragen an zwei lebensgroße „digitale interaktive Interviews“ richten, wie es auf der Website der Ausstellung heißt – die Avatare der beiden Überlebenden stehen aber auch online zur Verfügung. Das Setting ist ähnlich wie bei anderen Angeboten dieses Bildungsformats: Menschen in ihrer achten oder neunten Lebensdekade sitzen etwas verloren in einem großen Ohrensessel, der beige oder blau gehalten ist. Ein leichtes Kopfnicken in Dauerschleife ermuntert zur Ansprache. Über eine Mikrofontaste lässt sich die Figur aus diesem Modus erlösen, der Kontakt scheint hergestellt – hier mit Inge Auerbacher und Kurt S. Maier, die den Holocaust als Kinder überlebt haben. Jede virtuelle Figur hält über 900 Antworten bereit, aufgezeichnet an fünf langen Tagen.

Es waren hier wie andernorts für alle Beteiligten anstrengende Prozeduren, denn es geht um möglichst knappe, prägnante, pädagogisch wertvolle „Antworten“, die später nach Frageimpulsen durch eine Software ausgespielt werden, weil Na-

tural Language Processing eine gespeicherte Videosequenz als passende Antwort für wahrscheinlich hält. Chronologie wird vermieden, jede „Antwort“ soll für sich stehen können. Nicht gute Gespräche mit neuer Erkenntnis sind das Interviewziel, sondern es gilt, für ein Bildungsformat brauchbare Datensätze zu speichern. Das ist der Preis, den weltweit etwa 100 der 245 000 Holocaust-Überlebenden (Stand August 2023) zu leisten bereit waren – in der Hoffnung auf ewige Wirkung für eine bessere Welt.

Als medienkompetent erweist sich hier, wer in der eindimensionalen Interaktion mit einer Rechenmaschine möglichst einfache Fragen stellt. Wer mit kurzen Nachfragen an Antworten anknüpfen möchte, macht die Performance holprig: „Darüber kann ich nicht spekulieren“, quittiert dann höflich das digitale Alter Ego von Inge Auerbacher. Solche Default-Antworten sind Teil der gespeicherten Aufzeichnungen von 2022. Manche Userinnen und User geraten in Stress, wenn sie sich beim Zuhören die nächste gute Frage zurechtlegen sollen. Mit der humorvollen Inge Auerbacher über absurde „Dialog“-Situationen zu lachen, ist nicht vorgesehen.

BILDUNGS- UND ERKENNTNISWERTE

Vor allem junge Menschen erleben in diesem Setting ein Gefühl der Nähe zur Person, intensiver als beim klassischen Film. Dies ist vermutlich auch ein Effekt von vertrauten Formen der digitalen Interaktivität, etwa im Dialog mit Sprachassistenten wie „Siri“ oder „Alexa“. Dass sich die Beteiligten anders als in echten Interaktionen nicht gegenseitig wahrnehmen können, stört die Jüngeren wenig. Wichtiger scheint ihnen, dass die Algorithmen zuverlässig und schnell passende Antworten liefern. Jedoch bleibt die Frage, ob es angemessen ist, es sich auf diese Weise „leicht zu machen“ im Umgang mit der Geschichte des Holocaust.²¹

21 Siegfried Ressel, *Wie weiter? Eine Geschichtskultur ohne Zeitzeugen*, 24. 1. 2024, www.deutschlandfunkkultur.de/holocaust-gedenken-geschichtskultur-ohne-zeitzeugen-100.html. Vgl. Sylvia Asmus, *Die Zukunft der Erinnerung? Interaktive Zeitzeuginneninterviews im Deutschen Exilarchiv 1933–1945 der Deutschen Nationalbibliothek*, in: Katharina Günther/Stefan Alschner (Hrsg.), *Sammlungsforschung im digitalen Zeitalter. Chancen, Herausforderungen und Grenzen*, Göttingen 2024, S. 129–139. Zur Kritik aus pädagogischer Sicht siehe Timo Bautz, *Simulation und Emotion. Hologramme als historische Quelle*, in: Victoria Kumar et al. (Hrsg.), *Erinnerungskultur und Holocaust Education im digitalen Wandel*, Bielefeld 2024, S. 105–116.

18 Ruth Klüger, *weiter leben. Eine Jugend*, München 1997 [1992], S. 76.

19 Imre Kertész, *Wem gehört Auschwitz?*, in: ders., *Eine Gedankenlänge Stille*, während das Erschießungskommando neu lädt. *Essays*, Reinbek 1999, S. 145–154, hier S. 150f.

20 <https://fragnach.org>.

Die Ausstellung „Frag nach!“ ist ein Beispiel für die derzeitigen Bemühungen um deutschsprachige Anwendungen dieses interaktiven Vermittlungsformats. Dabei sind die Akzente durchaus unterschiedlich gesetzt. In Frankfurt legt man den Schwerpunkt nicht auf visuelle Illusion, sondern strebt eine möglichst „nahtlose“ Simulation des Dialogs an. Das Potsdamer Projekt „in echt?“ hingegen setzt auf höchste Auflösung der Bilder, damit KI auch noch in 30 Jahren „realistisch“ wirkende Porträts erstellen kann.²² Das Münchner Projekt „Lernen mit digitalen Zeitzeugen“ (Lediz) wiederum zielt mit virtueller Realität auf immersive Effekte und bettet Figuren in historische Szenerien ein, um Jugendlichen unter VR-Brillen Bildwelten zu bieten, die ihnen bislang eher von Videogames vertraut sind: hier ein Fotoalbum, dort ein Dokument, in dem sich blättern lässt.

Allerdings bleibe die Interaktion oft oberflächlich und wirke für erfahrene Videogamer zu schlicht, bilanzierte Ende 2024 Steffen Jost, der Programmchef der Alfred Landecker Foundation, die digitale Bildung zu ihren Schwerpunkten zählt. Er wirkt überrascht über den „immer noch starken Trend, Holocaustüberlebende in immersiver Form zu präsentieren“. Jost konstatiert, dass ein „dringender Bedarf an wissenschaftlicher Begleitung und Evaluation digitaler Angebote“ bestehe, „um ihre pädagogische Wirksamkeit und ihren Einfluss auf Erinnerungskultur im Ganzen zu erforschen“. Und auch er mahnt an, bisherige „Errungenschaften und Erkenntnisse der Gedenkstättenpädagogik“ nicht zu vernachlässigen.²³

In der Tat steht der große finanzielle Aufwand und öffentliche Hype um solche Lehrangebote in merkwürdigem Verhältnis zum bislang erkennbaren Erkenntnis- und Bildungswert. Es hat Gründe, warum KZ-Gedenkstätten in Deutschland bislang darauf verzichten, solche „Hologramme“ und „VR Experiences“ dauerhaft zu installieren. Wenn sie virtuelle Realität nutzen, dann meist, um die raumbezogene Vorstellungskraft am längst stark überformten historischen Ort zu unterstützen.

Historische Bildung setzt an diesen Orten unter anderem auf Überreste, Deutung von Spuren

und kategoriale Unterschiede zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Immersive VR-Erfahrungen hingegen, die an Ansätze wie „Geschichte erleben“ oder „Zeitreise“ andocken, schrecken für Sobibor oder Auschwitz nicht mehr davor zurück, traumatische Schockerlebnisse in „Opferperspektive“ zu designen – für den Thrill von „Witness-Spielern“. Gegenwärtig wird das Projekt „Survived To Tell VR“ entwickelt. Es soll erlauben, Erfahrungen von israelischen Überlebenden des 7. Oktober 2023 „auf eine noch nie dagewesene Weise immersiv mitzerleben“. Bis 2021 hatten Unterstützer des Projekts noch die holografischen „interactive biographies“ der USC Shoah Foundation produziert und beworben.²⁴

Für gute pädagogische Arbeit sind NS-bezogene Bildungs- und Gedenkstätten weniger auf die aufwendige Arbeit mit Interviewzeugnissen angewiesen – sondern auf Gruppen, die gut vorbereitet die historischen Orte besuchen. In Führungen und Workshops erleben sie jedoch immer öfter das Gegenteil. Das hat handfeste, längst bekannte Gründe: Besonders im Lehramtsstudium mangelt es an solidem Basiswissen über die Geschichte des Nationalsozialismus und des Holocaust. Studien sehen hier deutlichen Nachholbedarf, denn junge Absolventinnen und Absolventen sind zunehmend unsicher, wie sie auf hohe gesellschaftliche Erwartungen reagieren sollen. Zugleich fürchten sie abwehrende Reaktionen unter den Schülerinnen und Schülern.²⁵ Wer auf dieses Grundproblem reflexhaft mit Interviewzeugnissen reagiert, wird das Publikum und sich selbst überfordern.

PERSPEKTIVWECHSEL

„Ich schreibe, damit wenigstens ein ganz kleiner Teil der Wirklichkeit die Welt erreicht. Und dann sollst Du, Welt, Rache üben für das alles, Rache.“ Das schrieb der polnisch-jüdische Lagerinsasse Salmen Gradowski 1944 in Auschwitz-Birkenau. Den nahen Tod vor Augen, hatte er die Kraft, die nationalsozialistischen Verbrechen zu dokumentieren und literarisch zu beschreiben. Gradowski und andere Mitglieder des Sonderkommandos in

²² Vgl. Axel Doßmann, Visualisierte Zeugenschaft, made in Germany. Beobachtungen und Rückfragen, in: Reichwald et al. (Anm. 15), S. 182–204.

²³ Steffen Jost, Die digitale Vermittlung des Nationalsozialismus – eine Bestandsaufnahme, in: Lernen aus der Geschichte, <https://lernen-aus-der-geschichte.de/lernen-und-lehren/content/15753>.

²⁴ Vgl. Steffi de Jong, The Simulated Witness: Empathy and Embodiment in VR Experiences of Former Nazi Concentration and Extermination Camps, in: *History & Memory* 1/2023, S. 69–107; Stephen Smith, Experiencing Oct. 7 Through Virtual Reality, 15.5.2024, <https://jewishjournal.com/commentary/opinion/371337>.

²⁵ Vgl. Verena Nägel/Lena Kahle, Die universitäre Lehre über den Holocaust in Deutschland, Berlin 2018.



Aufzeichnungen aus Auschwitz von Salmen Gradowski, die er der Nachwelt in einer vergrabenen Feldflasche übermittelte

Foto: Militärmedizinisches Museum St. Petersburg, 2003

Auschwitz legten ihre Schriften in Feldflaschen und Blechkästen und vergruben sie im Erdreich. Einige konnten nach der Befreiung geborgen und entziffert werden.²⁶ Diese Zeugnisse aus histori-

²⁶ Salmen Gradowski, *Die Zertrennung*. Aufzeichnungen eines Mitglieds des Sonderkommandos, hrsg. von Aurélia Kalisky unter Mitarbeit von Andreas Kilian, Berlin 2019, S. 143. Vgl. Pavel Polian (Hrsg.), *Briefe aus der Asche. Die Aufzeichnungen des jüdischen Sonderkommandos Auschwitz*, Darmstadt 2024.

scher Zeit verdienen viel mehr Aufmerksamkeit, denn die Perspektiven der Verfolgten sind ja keineswegs allein im Medium von Interviews überliefert. Noch aber ist offen, ob solche wertvolle „Flaschenpost“ angenommen wird – oder ob sich die Gesellschaft ihre Wucht lieber vom Leibe hält.²⁷

Gradowskis „Zertrennung“ wie auch die Schriften des Ringelblum-Archivs aus dem War-

²⁷ Vgl. auch den Beitrag von Christin Zühlke in dieser Ausgabe.



18. September 1946: In Kisten verwahrte Manuskripte und Dokumente des Ringelblum-Archivs werden aus den Trümmern des Warschauer Ghettos geborgen.

Foto: picture-alliance / PAP / Wladyslaw Forbert

schauer Ghetto²⁸ sind Antworten auf das „I Did Not Interview the Dead“, den selbstreflektierten Titel eines Buches von 1949, unter dem der Psychologe David P. Boder die Teiledition seiner „Drahtton“-Interviews mit Displaced Persons aus dem Sommer 1946 veröffentlicht hatte. Diese weltweit erste Sammlung von Audio-Interviews mit Überlebenden war für Jahrzehnte fast vergessen.²⁹

Jüdische Historiker wie Emanuel Ringelblum hatten noch während der Verfolgung gefordert, dass „man beides braucht, die Erinnerung der Opfer *und* die Dokumente der Täter, um den Mord an Millionen von Menschen so umfassend

wie möglich zu beschreiben“.³⁰ Auf zentrale Fragen nach den Gründen für die Entstehung des NS-Regimes und die massenhafte Zustimmung, die es gewann, vermögen Interviews mit Verfolgten nur selten hilfreiche Antworten zu geben. Aus der Betrachtung von Verfolgungserfahrungen *allein* sind keine Gewaltverbrechen zu begreifen.

Unverzichtbar – und auch für Schulen sinnvolles Ausgangsmaterial – sind die vielen Dokumente, mit denen Deutsche den Massenmord in Europa vorbereitet und exekutiert haben. Die Mehrheit der Verfolgten Europas hat das Stammlager Auschwitz und andere große KZs nie erlebt, sondern wurde gleich am Wohnort umgebracht oder in den Vernichtungsstätten der „Aktion Reinhardt“ getötet. Seit einigen Jahren bietet eine 16-bändige Edition Tausende schriftliche Dokumente aus der Hand der Täter, aber

28 Vgl. Ulla-Britta Vollhardt/Mirjam Zadoff (Hrsg.), *Wichtiger als unser Leben. Das Untergrundarchiv des Warschauer Ghettos*, Göttingen 2023.

29 Vgl. die Interviewsammlung „Voices of the Holocaust“, <https://voices.library.iit.edu>. Siehe dazu auch „... Am empirischen Material abarbeiten.“ Ein Gespräch mit Axel Doßmann über Audio-Interviews mit Überlebenden aus dem Sommer 1946, www.stiftung-gedenkstaetten.de/reflexionen/reflexionen-2022/am-empirischen-material-abarbeiten.

30 Zit. nach Stefanie Schüler-Springorum, *Welche Quellen für welches Wissen? Zum Umgang mit jüdischen Selbstzeugnissen und Täterdokumenten*, in: Dorothee Gelhard/Irmela von der Lühe (Hrsg.), *Wer zeugt für den Zeugen? Positionen jüdischen Erinnerns im 20. Jahrhundert*, Frankfurt/M. 2012, S. 175–192, hier S. 191.

auch solche der Verfolgten und der zeitgenössischen Presse.³¹

Nach dem Krieg war in Verhören und Gerichtsprozessen vernehmbar, wie Täter leugneten, Schuld und Verantwortung abwehrten. Manchmal sprachen sie aber auch Klartext. Bevor man sich Adolf Eichmanns geschickter Performance als Befehlsempfänger im Glaskasten des Jerusalemer Gerichts von 1961 widmet, lohnt es, ihm zuzuhören, wie er 1957 unter alten SS-Kameraden in Buenos Aires redete: „Ich muss Ihnen ganz ehrlich sagen, hätten wir von den 10,3 Millionen Juden, die Korherr (...) ausgewiesen hat, 10,3 Millionen Juden getötet, dann wäre ich befriedigt und würde sagen: Gut, wir haben einen Feind vernichtet.“³² Das Tonband hatte der einstige SS-Mann Willem Sassen bedient, der Mitschnitt ist online zugänglich.

Oft noch bevor Historikerinnen und Historiker die Aufgabe erkannten, gelang es Filmregisseuren, das Selbstverständnis deutscher Verbrecher und ihrer Profiteure sowie einstiger Nachbarinnen und

Nachbarn der Deportierten in Interviews für die Nachwelt zu überliefern.³³ Man denke nicht allein an Claude Lanzmanns „Shoah“ (1985) und seine Outtakes,³⁴ sondern auch an Dokumentarfilme von Pavel Schnabel („Jetzt – nach so viel Jahren“, 1981), Eberhard Fechners „Der Prozess“ (1984) oder Ruth Beckermanns „Waldheims Walzer“ (2018).

Mit Fokus auf die ermordeten und überlebenden Jüdinnen und Juden wird oft die allgemeine jüdische Geschichte vernachlässigt. Mit Recht wird das von Unwissen und Projektionen geprägte Bild jüdischen Lebens beklagt. Wer ermessen möchte, welche Leben und welche Kulturen im Holocaust ausgelöscht wurden, wird sich mit jüdischer Geschichte vor 1933 beschäftigen müssen – in jüngster Zeit entstanden zum Beispiel didaktisch erschlossene Tagebücher und Fotoalben sowie Bildungsmaterialien, die dabei helfen.³⁵

Mit dem Sterben der letzten im Nationalsozialismus verfolgten Menschen geht ihre öffentliche Funktion als leibhaftige „Begläubiger der großen Katastrophen des 20. Jahrhunderts“ und der Massenverbrechen unwiederbringlich verloren.³⁶ Aus Zeitgeschichte wird Geschichte. Es wäre nicht zuletzt politisch klug, im Dialog zwischen den Generationen mit der Vergänglichkeit der NS-Zeit reflektiert umzugehen – statt sie immer wieder als „Historienstücke mit Live-Appeal neu aufzulegen“.³⁷

Wenn die Überlebenden gestorben sein werden – verlieren dann die nationalsozialistischen Verbrechen ihren Schrecken? Unter VR-Brillen oder mit KI-gesteuerter Interaktion wird das „Primärgefühl der Fassungslosigkeit“ (Saul Friedländer) wohl kaum bewahrt werden können. Doch immerhin nimmt in der Forschung seit einigen Jahren auch die Aufmerksamkeit für die *ersten* Zeuginnen und Zeugen des Holocaust und die gesamte Breite der Überlieferung zu. Diese Überlieferungen wie auch Audio- und Videointerviews mit Geduld und Umsicht zu erschließen und im Austausch mit anderen vergleichend zu deuten – eine solche Anstrengung wird helfen, dass der Holocaust als *verunsichernde* Welterfahrung für viele konkret und relevant bleibt.

AXEL DOBDMANN

ist promovierter Historiker am Lehrstuhl für Neueste Geschichte und Zeitgeschichte des Historischen Instituts der Universität Jena. Er forscht zur Geschichte des Nationalsozialismus und des Kommunismus mit Schwerpunkten auf Visual History, Oral History und Formen der Zeugenschaft.

31 Vgl. Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland 1933–1945, Berlin–Boston 2008–2021. Siehe auch die dokumentarische Höredition „Die Quellen sprechen“, <https://die-quellen-sprechen.de/>. Reich an kommentierten medienhistorischen Überlieferungen ist Gerhard Paul/Michael Wildt, Nationalsozialismus. Aufstieg – Macht – Niedergang – Nachgeschichte, Bonn 2022.

32 Vgl. Daniel Foppa, „Mich reut gar nichts!“ Adolf Eichmanns Interviews aus dem Jahr 1957. Ein schockierendes Tondokument, 26. 1. 2015, www.tagesanzeiger.ch/742510386419; Bettina Stangneth, Eichmann vor Jerusalem. Das unbehelligte Leben eines Massenmörders, Zürich 2011. Mit „Korherr“ bezog sich Eichmann auf einen Bericht des Statistikers Richard Korherr über die ermordeten Juden bis 1943. Korherr war Leiter der Statistischen Abteilung im SS-Hauptamt.

33 Vgl. Ute Hirsekorn/Sue Vice, Perpetrator Testimony, in: Sara Jones/Roger Woods (Hrsg.), The Palgrave Handbook on Testimony and Culture, London 2023, S. 567–595; Stefanie Rauch, Die Grenzen der Oral History? Herausforderungen und Perspektiven der Arbeit zu NS-Täterschaft, in: Linde Apel (Hrsg.), Erinnern, erzählen, Geschichte schreiben. Oral History im 21. Jahrhundert, Berlin 2022, S. 119–156.

34 Vgl. Erin McGlothlin/Brad Prager/Markus Zisselsberger (Hrsg.), The Construction of Testimony. Claude Lanzmann's Shoah and Its Outtakes, Detroit 2020.

35 Vgl. Anke John (Hrsg.), Das Tagebuch der Eva Schiffmann. Jüdisches Leben in der Weimarer Republik, <https://evaschiffmann.de>; Irene von Götz/Robert Mueller-Stahl (Hrsg.), Das Leben festhalten. Fotoalben jüdischer Familien im Schatten des Holocaust, Berlin 2024. Siehe auch die Themenhefte zur „Sichtbarkeit jüdischen Lebens“ aus dem Leibniz-Institut für jüdische Geschichte und Kultur – Simon Dubnow, <https://alltagskultur.dubnow.de>.

36 Wierling (Anm. 13), S. 29.

37 Christian Schneider, Das Ende der Zeitzeug:innen – ein Wunsch?, in: Reichwald et al. (Anm. 15), S. 94–104, hier S. 104.



Denkmal für die ermordeten Juden Europas in Berlin, 29.9.2024

Foto: picture alliance / imageBROKER / Fotowerkstatt-ks

ESSAY

ÄUßERE ANGRIFFE – INNERE EROSIONEN

Deutsche Erinnerungskultur 2025

Volkhard Knigge

In seiner jüngst erschienenen globalen Geschichte der Deutschen in der Welt vom Mittelalter bis heute hebt der britische Historiker David Blackbourn gleich hervor, dass die Bereitschaft zur Vergangenheitsbewältigung ein prägendes Merkmal des heutigen Deutschlands sei und von vielen als „Musterbeispiel“ für den Umgang mit dunkler Geschichte angeführt werde.⁰¹ Wen immer Blackbourn mit „vielen“ meint, sicher ist, dass diese Diagnose mit einer deutschen Selbstsicht korrespondiert, die seit der Vereinigung 1990 zunehmend deutlich und selbstsicher formuliert wird.

Bereits 1995 titelte der „Spiegel“ mit Bezug auf den 50. Jahrestag des alliierten Sieges über das nationalsozialistische Deutschland: „Bewältigte Vergangenheit“. Zehn Jahre später befand Bundespräsident Horst Köhler in seiner Rede zum 60. Jahrestag des Kriegsendes ganz in diesem Sinne, dass „Deutschland (...) nicht nur äußerlich ein anderes Land als vor 60 Jahren“ sei, sondern dass sich „unser Land (...) von seinem Inneren her verändert“ habe.⁰² Weitere zehn Jahre später unterstrich Bundespräsident Joachim Gauck den glücklichen Ausgang der Vergangenheitsbewältigung aus Anlass des 70. Jahrestags der Befreiung von Auschwitz: „Und doch konnten wir nach den dunklen Nächten der Diktatur, nach Schuld und Scham und Reue ein taghelles Credo formulieren. Wir taten es, als wir dem Recht seine Gültigkeit und seine Würde zurückgaben. Wir taten es, als wir Empathie mit den Opfern entwickelten.“⁰³ Dass die Verantwortung, sich der NS-Verbrechen zu erinnern, „ein fester Teil unserer nationalen Identität“ sei, hat Bundeskanzlerin Angela Merkel 2019 in Auschwitz versichert.⁰⁴ Folgt man dieser Sicht, dann erscheint die Bundesrepublik als Verkörperung des „Nie wieder!“, zumindest aber als ein Land, das sich dieser Maxime in Staatsverfassung, staat-

lichem Handeln und politischer Kultur unzweideutig verpflichtet hat.

Wenn ich im Folgenden dieses Selbstbild und die damit einhergehende Selbstzufriedenheit kritisch betrachte, dann verkenne ich nicht, dass die Etablierung und Festigung der Demokratie in Deutschland nicht zuletzt auf der selbstkritischen Auseinandersetzung mit den nationalsozialistischen Verbrechen beruhen, die ihr vorausgingen. Erweitert man den Blick aber über die geläufige Rahmenerzählung einer erfolgreichen Umkehr- und Wandlungsgeschichte der Bundesrepublik hinaus, dann geraten Nebenwirkungen und Formveränderungen und nicht zuletzt innere Erosionen in den Blick, die diese Erzählung verdeckt. Letztere gefährden die selbstkritische, aufklärerisch orientierende Auseinandersetzung mit der Geschichte und den Nachwirkungen des Nationalsozialismus nicht weniger als von außen kommende, eher ins Auge springende Angriffe und Herausforderungen – wie etwa von ganz Rechts oder aus postkolonialen Kontexten. Zudem verschiebt sich derzeit die unausgesprochen in die Umkehr- und Wandlungsgeschichte eingeschriebene zeitliche Verortung der auf Abgrenzung und ein Hinter-sich-Lassen des Nationalsozialismus bezogenen Arbeit am kulturellen Gedächtnis. Ob als „Vergangenheitsbewältigung“, als „Aufarbeitung der Vergangenheit“ oder schlichtweg nur als „Erinnerungskultur“ titulierte, immer verstand sich das damit gemeinte Bemühen als ein Bemühen *nach* Diktatur und staatlich formierter Unmenschlichkeit. Angesichts der derzeit in Deutschland und weit über Deutschland hinaus beobachtbaren ebenso zielstrebig wie aggressiv und mit modernsten Kommunikationsmitteln betriebenen Aushöhlung und Zerstörung der Demokratie und des Widerhalls, den dieses Vorhaben auch

in freien Wahlen findet, steht ernstlich infrage, ob von einem gesicherten „Danach“ noch ausgegangen werden kann. Ohne sich auch die der gegenwärtigen Erinnerungskultur selbst innewohnenden Probleme bewusst zu machen, ist es nicht möglich, dem Drohenden adäquat zu begegnen.

VON KRITISCHER SELBSTBESINNUNG ZUM MORALISCHEN APPELL

Seit Jahren wird als maßgebliches Problem der „Zukunft der Erinnerung“ stereotyp-redundant der Verlust der Zeitzeugen beschworen. Gewiss geht mit den unmittelbar leiblich-seelisch von den deutschen Verbrechen betroffenen Augenzeugen und ihren Berichten unabwendbar eine lebendige und berührende Verbindung zwischen Gestern und Heute verloren, und auch das moralische Gewicht ihres Einspruchs gegen die um sich greifende politische Revitalisierung der Gifte, denen Abermillionen zum Opfer fielen, wird schmerzlich fehlen. Allerdings wirft die mit der Fixierung auf das Ableben der Zeitzeugen einhergehende Einengung des Problembewusstseins auch Licht darauf, wie ausgedünnt mittlerweile die öffentliche Vorstellung von dem ist, was unter einem kritisch-aufklärenden, gegenwartswirksamen, präventiven Rückbezug auf Geschichte und Erfahrung des Nationalsozialismus verstanden wird. Dieser Rückbezug verengt sich auf die Identifikation mit Überlebenden als *moral voices*,⁰⁵ die nicht mehr, wie in den Nach-

kriegsjahrzehnten, als lästige Zeugen der Anklage, sondern stattdessen als Wegweiserinnen und Wegweiser und gleichzeitig lebendige Bestätigung der erfolgreichen Läuterung Deutschlands gelten. Unter Erinnerungskultur wird verstanden, „angeleitet von Zeitzeugen (...) unsere Vergangenheit und Gegenwart besser [zu] verstehen“⁰⁶ und deren Zeugenrolle als „Zeugen der Zeugen“⁰⁷ beziehungsweise „Zweitzeugen“⁰⁸ zu übernehmen und weiterzuführen.

Das klingt nobel – und ich weiß aus über dreißigjähriger Erfahrung, wie bereichernd, ermutigend und beglückend die Freundschaft mit Überlebenden ist und wie wertvoll die erfahrungsgeschichtlichen Zeugnisse Verfolgter sind, wenn sie als historische Quellen *lege artis* behandelt werden. Doch die Identifikation mit den Opfern, gar das simple, entlastende Sich-auf-ihre-Seite-Schlagen,⁰⁹ reicht für ein Resilienz förderndes Begreifen der historisch-politischen Entstehung und Akzeptanz des Nationalsozialismus und der ihn kennzeichnenden Unmenschlichkeit nicht aus. Nicht nur konnte die Unzahl der Ermordeten nie Zeugnis ablegen, auch die Mehrheit der Überlebenden fand in Deutschland kein Gehör, weil sie bereits vor dem ab den 1980er Jahren einsetzenden „Zeitzeugenboom“¹⁰ verstorben sind. Daraus resultiert nicht nur ein moralisches, sondern auch ein epistemisches Problem: Die Erfahrungsgeschichte ganzer Häftlingsgruppen ist durch Abwehr und Ignoranz teils oder ganz verloren. Außer Acht gelassen wird auch, dass Überlebende – je nach Herkunft, politischer Überzeugung, kultureller Prägung und daraus resultierenden Zukunftserwartungen – selbst dann, wenn sie aus den gleichen Gründen verfolgt worden sind, unterschiedliche

01 David Blackburn, *Die Deutschen in der Welt*. Siedler, Händler, Philosophen: Eine globale Geschichte vom Mittelalter bis heute, München 2024, S. 9.

02 Rede von Bundespräsident Horst Köhler bei der Gedenkveranstaltung im Plenarsaal des Deutschen Bundestages zum 60. Jahrestag des Endes des Zweiten Weltkrieges in Europa, 8.5.2005, www.bundespraesident.de/SharedDocs/Reden/DE/Horst-Koehler/Reden/2005/05/20050508_Rede.

03 Tag des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus im Deutschen Bundestag, 27.1.2015, www.bundespraesident.de/SharedDocs/Reden/DE/Joachim-Gauck/Reden/2015/01/150127-Bundestag-Gedenken.

04 Rede von Bundeskanzlerin Merkel zum zehnjährigen Bestehen der Stiftung Auschwitz-Birkenau am 6. Dezember 2019 in Auschwitz, 6.12.2019, www.bundesregierung.de/breg-de/aktuelles/rede-von-bundeskanzlerin-merkel-zum-zehnjaeehrigen-bestehen-der-stiftung-auschwitz-birkenau-am-6-dezember-2019-in-auschwitz-1704518.

05 Vgl. Daniel Schuch, *Transformationen der Zeugenschaft*. Von David P. Boders frühen Audiointerviews zur Wiederbefragung als Holocaust Testimony, Göttingen 2021.

06 „Angeleitet von Zeitzeugen der Schoa, die zu unserer großen Freude die Festspiele mitgestalten, lernen wir unsere Vergangenheit und Gegenwart besser verstehen“, so Josef Schuster in seinem Geleitwort für die Achava Festspiele Thüringen 2024, www.eisenach.de/fileadmin/user_upload/Kultur_und_Leben/Programm_ACHAVA_2024.pdf.

07 Vgl. Elie Wiesel, *Schuldig sind nur die Schuldigen*, in: Martin Doerry (Hrsg.), *Nirgendwo und überall zu Haus*. Gespräche mit Überlebenden des Holocaust, München 2006, S. 204–222, hier S. 211.

08 Ein Beispiel dafür ist der Verein Zweitzeugen e.V., <https://zweitzeugen.de>.

09 Vgl. Ulrike Jureit/Christian Schneider, *Gefühlte Opfer*. Illusionen der Vergangenheitsbewältigung, Stuttgart 2010.

10 Vgl. Martin Sabrow/Norbert Frei (Hrsg.), *Die Geburt des Zeitzeugen nach 1945*, Göttingen 2012.

Konsequenzen aus ihrer Erfahrung gezogen haben. Dass Auschwitz zudem angesprochen werden kann, *ohne* dass „trotz einer gewissen Beunruhigung“ die „Grenzen der Teilnahmslosigkeit“ überschritten und „sein Verstehen verlangt“ werden, haben Alphons Silbermann und Manfred Stoffers bereits 2000 in ihrer soziologischen Studie zum Vergessen und Erinnern der Deutschen festgestellt.¹¹ Gedankenlose Sentimentalität, folgenlose Augenblicksbetroffenheit und ein Abschieben der Ursachen für die deutschen Verbrechen ins allgemein Menschliche lassen sich selbst in Gedenkstätten erleben.

Vor diesem Hintergrund benennt das Beklagen des Verlustes der Zeitzeugen nicht nur einen gravierenden Verlust, sondern es verdeckt gleichzeitig einen elementaren Umbruch und Formwandel der Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus. Dieser besteht darin, dass aus der empirisch gehaltvollen, selbstkritischen Reflexion gegenwärtiger politischer und gesellschaftlicher Wirklichkeit im Licht der historischen Erfahrung – mit Theodor W. Adorno der „Aufarbeitung der Vergangenheit“ – ein eher moralpädagogisches Memorialvorhaben geworden ist. Als solches ist es weniger auf die Prüfung der politischen und gesellschaftlichen Verfassung und die ihr zugrunde liegenden Strukturen ausgerichtet, einschließlich der Frage, inwieweit diese gewollt oder ungewollt der Hinwendung zu den politischen Giften der Vergangenheit Vorschub leisten. Im Mittelpunkt steht vielmehr die „Einschulung“ der Nachwachsenden in einen vermeintlich ubiquitär erreichten Konsens in Bezug auf das Schlechte in der Vergangenheit und das Gute heute.

Dieser Verschiebung von geschichtsbewusster kritischer Selbstbesinnung hin zum moralischen Appell entspricht eine Rhetorik der Erinnerung, in der „Erinnerung“ in erheblichem Maße zu einer scheinbar sich von selbst verstehenden auratischen Formel für gelungene Vergangenheitsbewältigung geworden ist und als probates Mittel für die Bekämpfung von neonazistischen, antidemokratischen Einstellungen, von Antisemitismus, Rassismus und gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit gilt. Historische Wahrheit, Aufhebung von Verdrängung, Enttraumatisierung, solidarische Einfühlung in die

Opfer, moralische Läuterung und die Bejahung von Demokratie und Menschenrechten werden dem Erinnern *sui generis* zugeschrieben und sollen mit ihm identisch sein. „Erinnerung“ ist damit zu einer Containervokabel geworden, in der – inhaltlich ausgebleicht – (geschichts-)wissenschaftliche, forensische, psychoanalytische, theologische, politische und moralisch-ethische Auffassungen und Zuschreibungen verschwimmen. Ihr wächst so ein Nimbus von Wahrheit, Aufklärung, Einsicht und Läuterung zu – diffus, aber vielversprechend insofern, als „Erinnerung“ fraglos als Königsweg zur (Wieder-)Herstellung von Gerechtigkeit und für die Demokratie- und Menschenrechtserziehung erscheint.

Angesichts dieser Aufladung bei gleichzeitiger Einschränkung der Aufmerksamkeit für die konkreten Gründe und Rahmenbedingungen des Umkippens von Staat und Gesellschaft in Inhumanität, ist an einen Hinweis Adornos zu erinnern: „Nach der Phrase, es käme allein auf den Menschen an, schieben sie alles den Menschen zu, was an den Verhältnissen liegt, wodurch dann wieder die Verhältnisse unbehelligt bleiben.“¹² Historisch-kritische Selbstreflexion im Licht von Geschichte und Erfahrung des Nationalsozialismus muss deshalb die Frage nach den politischen, kulturellen und sozioökonomischen Bedingungen für politische und gesellschaftliche Ohnmacht, für Ungleichheit und (Abstiegs-)Angst, für verdinglichte menschliche Beziehungen, für die vermeintliche Plausibilität sozialdarwinistischen Agierens, für die Sehnsucht nach autoritärer Führung und ethnonationalistischer Hybris und Aggressivität miteinschließen.

ERREICHTES

Um die der Erinnerungskultur inhärenten Gefährdungen genauer zu verstehen, hilft ein Rückblick auf das Erreichte. Die Geschichte der Aufarbeitung lässt sich dann tatsächlich tendenziell als Erfolgsgeschichte darstellen, wenn man auf die Überwindung des konkreten Nachlebens des Nationalsozialismus in der Bundesrepublik abhebt. Auch wenn Aufarbeitung Jahre und Jahrzehnte gedauert hat und immer wieder auf zähe

¹¹ Alphons Silbermann/Manfred Stoffers, *Auschwitz: Nie davon gehört? Erinnern und Vergessen in Deutschland*, Berlin 2000, S. 15f.

¹² Theodor W. Adorno, *Was bedeutet: Aufarbeitung der Vergangenheit*, in: ders., *Gesammelte Schriften*, hrsg. von Rolf Tiedemann, Bd. 10.2, Frankfurt/M. 1977, S. 555–572, hier S. 560.

und erbitterte Widerstände seitens der Politik und aus der Bevölkerung getroffen ist: Elitenkontinuitäten, Geisteshaltungen, in Kraft belassene NS-Gesetze oder fortgesetzte Formen der Diskriminierung sind zunehmend aufgedeckt und als skandalös und nicht hinnehmbar empfunden und bekämpft worden. Ungeschönte wissenschaftliche Dokumentation und Forschung haben erheblich dazu beigetragen, Selbstbild und Selbstdarstellung des „Dritten Reichs“ und deren nachwirkende Attraktivität zu durchkreuzen. Die Bundesrepublik hat sich zur Schuld Deutschlands an Krieg und NS-Verbrechen bekannt, wie auch zu daraus resultierenden ideellen und materiellen Verpflichtungen gegenüber den Opfern. Der Wahrheit und dem Gedenken der Opfer verpflichtete Gedächtnisinstitutionen mit gesellschaftlichem Bildungsauftrag gehören heute zu den Kerninstitutionen der Geschichtskultur in der Bundesrepublik. 2009 hat der Deutsche Bundestag, vertreten durch seinen Präsidenten Norbert Lammert, eine von allen Überlebendenverbänden verfasste Vermächtniserklärung offiziell entgegengenommen und gewürdigt; und 2020 – 75 Jahre nach Kriegsende – hat der Bundestag endlich anerkannt, dass niemand – auch nicht die sogenannten Asozialen und Gewohnheitsverbrecher – zu Recht in Konzentrationslagerhaft war.

Gleichwohl gehört zur Geschichte der Aufarbeitung auch, dass Gerechtigkeit nur als beschädigte Gerechtigkeit hergestellt worden ist. Die meisten Verfolgten haben, wie bereits angesprochen, das Bemühen um Gerechtigkeit nicht mehr erlebt. Zudem werden bis heute mit Aufarbeitung weiterhin verbundene Verpflichtungen verschleppt, wie etwa im Fall der Restitution von Raubkunst oder den von Griechenland begründet eingeforderten Reparationen. Die Gedenkstättenförderkonzeption des Bundes ist 1999 erst über den Umweg der beiden Enquetekommissionen zur Aufarbeitung der SED-Diktatur und den Reformbedarf der von der DDR übernommenen Nationalen Mahn- und Gedenkstätten Buchenwald, Sachsenhausen und Ravensbrück entstanden. Zudem lässt sich an die Praxis der Aufarbeitung nicht unmittelbar anknüpfen, um geschichtsbewusste Selbstbesinnung *heute* zu sichern. Auch wenn Aufarbeitung nicht abgeschlossen ist, ist das Projekt der Überwindung des Nachlebens des Nationalsozialismus in der Bundesrepublik wesentlich durch seine Einbettung in die Sphäre der Zeitgenossenschaft bestimmt

worden. Diejenigen, die in seinem Rahmen aufeinandertrafen, hatten den Nationalsozialismus unmittelbar erlebt, mitgestaltet oder erlitten, waren Kinder, allenfalls Enkel der Zeitgenossinnen und Zeitgenossen, für die das Vergangene keineswegs irgendeine, bereits erkaltete Geschichte war. Mit dem Erfolg der Aufarbeitung und jenseits der Zeitgenossenschaft hat der Nationalsozialismus sein lebensweltlich verankertes Empörungspotenzial jedoch weitgehend verloren; das selbstaffirmative Bild der grundsätzlich geläuterten Nation beruhigt und schläfert das Bewusstsein ein. Das Erinnerungsgebot mit seinen eingeschliffenen Sprachformeln und Ritualen gehört mittlerweile zu den Routinen, an die man sich in Gedenk- wie in Bildungsveranstaltungen durch das Zeigen situativ erwarteten Verhaltens äußerlich anpassen kann – oder die man ganz an sich abperlen lässt.

Die Transformation von Aufarbeitung in „Erinnerung“ und deren Überführung in einen nationalen Referenzrahmen mit der Vereinigung 1990 hat an das zivilgesellschaftlich getragene gesellschaftskritische Engagement angeknüpft, aber es auch aufgesaugt und neutralisiert. Der Staat selbst hat sich dadurch zudem – indem er Gedächtnisinstitutionen ermöglicht und unterhält, nationale Gedenktage stiftet und gestaltet, seine Repräsentanten verlautbaren, was das Erinnern für Deutschland bedeutet oder der Bundestag damit verbundene Resolutionen verabschiedet – tendenziell zum Erzieher gemacht. Über den Hang zur Selbstzufriedenheit hinaus hat auch das Folgen, die der inneren Erosion zuarbeiten.

STEREOTYPE RITUALISIERUNG

Am Beispiel der DDR lässt sich die kontraproduktive Seite des affirmativen Nationalgedächtnisses verdeutlichen, wenn es auf zu verantwortende Verbrechen bezogen ist. Dort bestimmte der SED-Staat das Geschichtsbild und die Programmatik des Erinnerns maßgeblich. Ziel war es, die fehlende demokratische Legitimation historisch, durch Antifaschismus, auszugleichen. Daraus resultierten Vorgaben, Stereotypisierungen und blinde Flecken, die auch tief in die Gedenkstätten hineinwirkten. Beispielsweise fiel Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Nationalen Mahn- und Gedenkstätte Buchenwald in den 1980er Jahren auf, dass mehr und mehr Jugendliche Gedenkstättenbesuche äußerlich willig,

aber innerlich gleichgültig absolvierten. Eine daraufhin beim Zentralinstitut für Jugendforschung der DDR in Leipzig in Auftrag gegebene, nach dem Fall der DDR zugängliche Studie kam zu dem Ergebnis, dass zwei Gründe dafür von erheblicher Bedeutung waren: die affirmative Konstellation des historischen Gedächtnisses sowie seine stereotype Verschlagwortung und Ritualisierung. Die affirmative Ausrichtung – die DDR sei das neue, bessere, antifaschistische Deutschland – machte den Gedenkstättenbesuch gleichsam sinnlos. Denn anstatt kritische Selbstreflexion und daraus resultierendes Engagement zu stärken, waren nur Zustimmung und Identifikation gefordert. Die geläufigen Floskeln und Rituale erzeugten zusätzlich Langeweile.¹³ Auch wenn die Bundesrepublik nicht die DDR ist, sollte diese Erfahrung sensibilisieren.

Der inneren Erosion hierzulande arbeitet auch die Asymmetrie zwischen den normativen Verlautbarungen staatlich abgefederter Erinnerungskultur und dem konkreten politischen Handeln zu. Es reicht, an die schleichende Drift demokratischer Parteien in diskriminierende Rhetorik und Maßnahmen gegenüber Geflüchteten zu erinnern. Es reicht, sich klarzumachen, wie die AfD durch Anpassung an deren Politik geschlagen werden soll. Es reicht, sich die Abwehr der Wahrnehmung der langen Linie des Rechtsterrorismus, den nachlässigen Umgang mit Rechtsextremismus und Antisemitismus vor Augen zu führen oder die Verharmlosung des „Extremismus der Mitte“¹⁴ beziehungsweise des „rechten Eskalationskontinuums“.¹⁵ Selbst wenn man anerkennt, dass Normativität und Wirklichkeit nie gänzlich zur Deckung zu bringen sind, wird durch jede Vergrößerung der Differenz das „Nie wieder!“ delegitimiert. Diese Differenz lässt sich

nicht dadurch verkleinern, dass politisch und sozial mitverursachte Probleme, wie etwa das Ausspielen des „Eigenen“ gegen das „Fremde“ oder die Funktionalisierung bestimmter Gruppen zu Sündenböcken, zur „Heilung“ an Gedenkstätten überwiesen werden. Vielmehr entsteht der Eindruck von Doppelmoral.

Schließlich ist mit der Transformation von Aufarbeitung in „Erinnerung“ und deren kathartischer Aufladung ein Auseinandertreiben von Erinnerung und analytisch erschlossener Geschichte und damit ein Abschmelzen reflexiven Geschichtsbewusstseins verbunden. Spezifik, empirische Konkretion und Komplexität des Historischen, Kontexte, Entwicklungsprozesse, Brüche und Ambivalenzen verschwinden in Chiffren des Bösen: „die Nazis“ statt der nationalsozialistischen Deutschen und ihrer Gesellschaft; „die Lager“ statt konkreter Gewalt- und Tötungsorte in ihrer Entwicklung, ihrem Funktionswandel, ihrem konkreten Bezug zu Opfergruppen und dem vollstreckenden Personal; der „unvorstellbare Holocaust“ als gleichsam ontologische Sammel- und Wesensbezeichnung aller nationalsozialistischer Verbrechen statt einer differenzierten Geschichte von Genese und Entwicklung nationalsozialistischer Radikalisierung und der davon jeweils betroffenen Menschen. Geschichte wird so zur unscharfen Kontrasterzählung vereinfacht, die vorfestgelegte Ziele und Normsetzungen beglaubigen soll. Das Bemühen schmerzhaften historisch-politischen Begreifens und darauf basierender Sach- und Werturteile, Empathie und Erschütterung, die aus tiefem Verstehen erwachsen, werden unterlaufen und der Gegenwartsbezug ausgedünnt auf Schlagworte, Beschwörungen, Identifikationsgebote und oberflächliche Analogien.

ANGRIFFE UND RELATIVIERUNGEN

Konkretes historisches Wissen und reflexives Geschichtsbewusstsein sind unverzichtbar für die Sicherung und Stärkung der Kompetenz, sich gegen den Strich bürend an Geschichte und Erfahrung des Nationalsozialismus in und für die Gegenwart nachhaltig orientieren zu können.¹⁶

¹⁶ Vgl. Volkhard Knigge (Hrsg.), *Jenseits der Erinnerung – Verbrechen Geschichte begreifen. Impulse für die kritische Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus nach dem Ende der Zeitgenossenschaft*, Göttingen 2022.

¹³ Vgl. Karl-Heinz Heinemann/Wilfried Schubarth (Hrsg.), *Der antifaschistische Staat entläßt seine Kinder. Jugend und Rechtsextremismus in Ostdeutschland*, Köln 1992.

¹⁴ Vgl. Wilhelm Heitmeyer, Einleitung: Der Blick in die „Mitte“ der Gesellschaft, in: ders. (Hrsg.), *Das Gewalt-Dilemma. Gesellschaftliche Reaktionen auf fremdenfeindliche Gewalt und Rechtsextremismus*, Frankfurt/M. 1994, S. 13–24; Hans-Martin Lohmann (Hrsg.), *Extremismus der Mitte. Vom rechten Verständnis deutscher Nation*, Frankfurt/M. 1994; Andreas Zick/Beate Küpper (Hrsg.), *Die geforderte Mitte. Rechtsextreme und demokratiegefährdende Einstellungen in Deutschland 2020/21*, Bonn 2021.

¹⁵ Wilhelm Heitmeyer, „In der Krise wächst das Autoritäre.“ Gespräch mit Christian Bangel, 13. 4. 2020, www.zeit.de/gesellschaft/zeitgeschehen/2020-04/wilhelm-heimmeyer-coronavirus-verschwörungstheorien-finanzmarkt-rechtsradikalismus.

Die Ermöglichung dieser Kompetenz muss nicht nur nach innen, sondern auch gegen Angriffe von außen verteidigt werden. Zwei sind von akuter Relevanz: jene seitens der AfD und ihres Umfeldes und diejenigen aus postkolonialer Warte, die das historische Erinnern in der Bundesrepublik als „autoritäre Staatsideologie“, als aufgezwungenen und von „Hohepriestern“ überwachten „Katechismus“ diffamieren.

Die AfD verschiebt nicht nur tabubrechend das über den Nationalsozialismus Sagbare und seine Bewertung relativierend nach rechts. Sie radikalisiert auch die Abkopplung von Erinnerung und Geschichte identitätspolitisch, um das historische Gedächtnis der Bundesrepublik völkisch-nationalautoritär umzuformatieren. Historische Wahrheit verbleibt dabei zwar derzeit nominell noch in der Geschichtswissenschaft, „Gedächtnispolitik“ aber müsse andere Ziele verfolgen, „nämlich planmäßig ein historisches Narrativ (...) entwerfen, das eine Nation (...) auf eine ganz bestimmte Sinnggebung und damit auf eine bestimmte Identität ein schwört“. Weglassen, Konstruieren, das bewusste Wecken von „diesen und nicht jene[n] Emotionen“ sei dabei Pflicht, wie auch, die existierende Gedächtnispolitik abzulösen. Deren Zweck sei es – um „unseren Daseinswillen zu brechen“, um „Volkstod“ und „Umvolkung“ zu legitimieren –, uns einzuprägen, dass Deutschland etwas „Böses“ sei und „kein historisches Lebensrecht“ habe.¹⁷

Nicht nur die Relativierung des Nationalsozialismus ist dafür ein Mittel, sondern auch das Umschreiben seiner Geschichte. 2024 hat die AfD dazu zwei Denkmalanträge in den Bundestag eingebracht. Eine „würdige Gedenkstätte“ für die Widerstandskämpfer des 20. Juli 1944 soll auf dem ehemaligen Flugplatz Rangsdorf in Brandenburg errichtet werden, als „Kontrapunkt“ gegen „deutsche Schuld“ und in kritischer Auseinandersetzung mit „dem routinierten Betrieb der deutschen Erinnerungskultur“.¹⁸ Als neuer „Fixstern“ soll der „nationalkonservative Widerstand“ den alten überstrahlen – bereinigt um die Ambivalenz der teils langen Zustimmung

zum Nationalsozialismus und den Antisemitismus vieler Akteure. Der Antrag, in Berlin ein „Denkmal zur Erinnerung an die Verfolgung und Deportation der Deutschen aus Russland“ zu errichten,¹⁹ konstruiert gleichsam als Gegengeschichte zum nationalsozialistischen Raub- und Vernichtungskrieg gegen die Sowjetunion eine angeblich mit dem Ersten Weltkrieg beginnende Unterdrückungs- und Gewaltgeschichte, die letztlich erst mit der Rückkehr der Russlanddeutschen „in ihre historische Heimat“ ein rundum glückliches Ende fand. Typisch für die AfD ist in beiden Fällen die Rückverwandlung der Geschichte der Deutschen im 20. Jahrhundert in eine Opfergeschichte, durch eine krude Mischung bruchstückhafter Tatsachen, Verzerrungen und Auslassungen und interessengeleitetes politisches Zurechtzimmern von Kontexten und Interpretationen.

Attacken aus dem postkolonialen Feld wiederum unterschlagen nicht nur das zähe zivilgesellschaftliche Ringen um die wahrhaftige Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus. Sie eskamotieren auch die Spezifik der Shoah, indem sie diese in eine lange Linie ausbeutenden, kolonialen Rassismus des Westens in Bezug auf den Globalen Süden stellen und – mit den frühen Theoretikern des Antikolonialismus – als dessen Rückschlag auf seine Urheber deuten. Kolonialismus, Nationalsozialismus und Holocaust sind in dieser Sicht Fleisch vom gleichen Fleisch. Der eigentliche Zivilisationsbruch soll der Shoah in Gestalt des Kolonialismus vorausgegangen sein. Durch Holocaust Education globalisiert, diene die Erinnerung an die Shoah dazu, dies zu verdrängen und die Anerkennung der dem Kolonialismus inhärenten Schuld und die daraus resultierenden Verpflichtungen abzuwehren – gestützt durch ein politisch verordnetes, insbesondere in Deutschland geschmiedetes sakralisiertes Singularitätsgebot, das angeblich jeden Vergleich mit anderen Verbrechen und Genoziden verbietet. Unter den Tisch fällt – wie zuvor schon bei den fehlgeleiteten Angriffen von Rechts etwa in Bezug auf die Flucht und Vertreibung von Deutschen gegen und nach Ende des Zweiten Weltkriegs oder hinsichtlich der Gewaltgeschichte des Sowjetkommunismus –, dass Vergleiche zum methodischen Handwerk der Geschichtswissenschaft gehören und dass gerade mit ihrer Hil-

17 So der AfD-Abgeordnete Marc Jongen in der Bundestagsdebatte zum Bundesprogramm „Jugend erinnert“ – Wissensvermittlung über Wirkungen und Folgen von Diktatur und Gewalt Herrschaft stärken“. Deutscher Bundestag, Plenarprotokoll 19/93, 5.4.2019, S. 11160–11162, <https://dserver.bundestag.de/btp/19/19093.pdf>.

18 Bundestagsdrucksache (BT-Drs.) 20/12094, 2.7.2024.

19 BT-Drs. 20/13235, 8.10.2024.

fe die Präzedenzlosigkeit der Shoah kenntlich wird. Denn sie besteht nicht im Ausmaß der Gewalt oder der Zahl der Opfer, sondern in dem historisch bis dahin nicht vorstellbaren Umstand, dass Menschen allein als Angehörige einer Gruppe – ohne Gnade, arbeitsteilig und unter Einsatz modernster Mittel – getötet wurden, um diese Gruppe, die jüdischen Menschen, vollständig auszutilgen, und zwar ohne jede Rücksicht auf deren Ausbeutbarkeit und die eigene Selbsterhaltung. Die von rücksichtsloser Ausbeutung, mörderischer Gewalt und Rassismus tief gezeichnete Geschichte des westlichen Kolonialismus lässt sich darstellen und aufarbeiten, ohne den nationalsozialistischen Zivilisationsbruch und dessen Gedächtnis zu relativieren.²⁰

Die Unterscheidung von Erinnerung und kritisch-reflexivem Geschichtsbewusstsein ist keine Wortklauberei. Von Rechts werden Geschichts-

bilder gezimmert, die sich ohne historisches Wissen über die Genese des Nationalsozialismus, seiner Verwurzelung in den völkischen Strömungen des 19. Jahrhunderts, seiner Formierung und Durchsetzung in der Demokratie und seiner gesellschaftlichen Basis vor und nach 1933 nicht durchschauen lassen. Die Angriffe von postkolonialer Seite wiederum können in ihrer hochmoralischen, mit Kritik am globalisierten Neoliberalismus verknüpften Aufladung auf den ersten Blick als progressiv missverstanden werden. Vernebelt bleibt, dass beide – einander entgegenkommend – die Shoah relativieren und die kritische Vergangenheitsvergegenwärtigung in der Bundesrepublik denunzieren. Diese gerät jedoch doppelt in Gefahr, wenn das historische Erinnern von kritischem Geschichtsbewusstsein und wirksamer Gesellschaftskritik abgekoppelt wird.

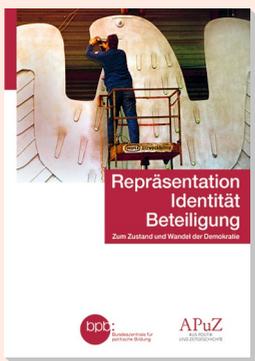
20 Vgl. zu dieser Debatte z. B. A. Dirk Moses im Gespräch mit Volkhard Knigge: Wie gerecht ist unser Gedenken?, in: Susan Neiman/Michael Wildt (Hrsg.), *Historiker streiten. Gewalt und Holocaust – die Debatte*, Berlin 2022, S. 281–290; Saul Friedländer et al., *Ein Verbrechen ohne Namen. Anmerkungen zum neuen Streit über den Holocaust*, München 2022.

VOLKHARD KNIGGE

ist emeritierter Professor für Geschichte in Medien und Öffentlichkeit am Historischen Institut der Friedrich-Schiller-Universität Jena. Von 1994 bis 2020 leitete er die Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora.

APuZ
EDITION

Zum Wieder- und Weiterlesen



2022
Bestell-Nr. 10871



2022
Bestell-Nr. 10799



2021
Bestell-Nr. 10751



2021
Bestell-Nr. 10714

Hier bestellen
oder kostenfrei herunterladen

bpb.de/
shop



Der APuZ-Podcast

Ein Thema, 30 Minuten, jeden 1. Mittwoch im Monat



Im Podcast »Aus Politik und Zeitgeschichte« suchen wir Antworten aus unterschiedlichen Perspektiven – von Historikerinnen, Politikwissenschaftlern und Soziologen, Wirtschaftsexpertinnen und Juristen, aber auch Weltraumforschern, Stadtplanerinnen und Literaten.

In jeder Folge geht es 30 Minuten lang um ein komplexes Thema – mit Hintergründen und Einblicken, wissenschaftlich fundiert, kontrovers und überraschend. Moderiert von Sarah Zerback.
bpb.de/apuz-podcast
und überall, wo Sie Podcasts hören.

Herausgegeben von der
Bundeszentrale für politische Bildung
Bundeskanzlerplatz 2, 53113 Bonn

Redaktionsschluss dieser Ausgabe: 10. Januar 2025

REDAKTION

Lorenz Abu Ayyash
Anne-Sophie Friedel
Julia Heinrich
Sascha Kneip (verantwortlich für diese Ausgabe)
Johannes Piepenbrink
Leontien Potthoff (Volontärin)
Imke Rüter (Praktikantin)
apuz@bpb.de
www.bpb.de/apuz
www.bpb.de/apuz-podcast

Newsletter abonnieren: www.bpb.de/apuz-aktuell
Einzelausgaben bestellen: www.bpb.de/shop/apuz

GRAFISCHES KONZEPT

Meiré und Meiré, Köln

SATZ

le-tex publishing services GmbH, Leipzig

DRUCK

L.N. Schaffrath GmbH & Co. KG DruckMedien, Geldern

ABONNEMENT

Aus Politik und Zeitgeschichte wird mit der Wochenzeitung
Das **Parlament** ausgeliefert.
Jahresabonnement 25,80 Euro; ermäßigt 13,80 Euro.
Im Ausland zzgl. Versandkosten.
Fazit Communication GmbH
c/o Cover Service GmbH & Co. KG
fazit-com@cover-services.de

Die Veröffentlichungen in „Aus Politik und Zeitgeschichte“ sind keine Meinungsäußerungen der Bundeszentrale für politische Bildung (bpb). Für die inhaltlichen Aussagen tragen die Autorinnen und Autoren die Verantwortung. Beachten Sie bitte auch das weitere Print-, Online- und Veranstaltungsangebot der bpb, das weiterführende, ergänzende und kontroverse Standpunkte zum Thema bereithält.

ISSN 0479-611 X



Die Texte dieser Ausgabe stehen unter einer Creative Commons Lizenz vom Typ Namensnennung-Nicht Kommerziell-Keine Bearbeitung 4.0 International.



APuZ

Nächste Ausgabe
6–7/2025, 1. Februar 2025

WAHLKAMPF



APuZ

AUS POLITIK UND ZEITGESCHICHTE

www.bpb.de/apuz